8. Jahrgang

Ausgabe 32

DAMHÁIN ALLA

Ausgabe Beltaine

Beltaine

Der Mai

Dieser Monat ist ein Kuss,
den der Himmel gibt der Erde,
Dass sie jetzt gleich seine Braut,
künftig eine Mutter werde.

Friedrich von Logau (1605-1655)

In einem der wichtigsten Texte des Wicca heißt es: „Alle Akte der Freude sind meine Rituale.“
Wer hier spricht, ist die große Göttin und sie erinnert uns daran, dass wir die Freude in unseren Herzen zulassen müssen, wenn wir den Pfaden der alten Götter folgen wollen.
Diese Jahreszeit macht es mir leicht. Und als ich am Beltainefeuer saß - musizierend, singend und tanzend – da hat mich der kommende Mai tatsächlich geküsst.
Ich weiß, dass die Zeit kommt, in der ich Mühe haben werde, die kleinen Segnungen und Freuden zu sehen. Doch ich werde mich an die Küsse des Frühlings erinnern und genau jene werden mir mein Herz frei machen.
Ich wünsche euch einen beschwingten Einstieg in den kommenden Sommer und ich wünsche euch jede Menge Küsse.



Impressum

Herausgeber und Redaktion:
Damhain Alla e.V.
Reichenhainer Straße 47
09126 Chemnitz

Layout und Internetpräsenz:
Carsten Weinert

Inhaltsverzeichnis

Vom Feuer

Hörst du, wie die Flammen flüstern,
knicken, knacken, krachen, knistern,
wie das Feuer rauscht und saust,
brodelt, brutzelt, brennt und braust?
Aus: James Krüss: Das Feuer

Wenn ich an einem Feuer sitze und in die tanzenden Flammen schaue, passiert es mir sehr oft, dass ich ganz automatisch anfange zu träumen, im Feuer zu versinken, ja sogar zu tanzen.
Ich liebe diese Nächte; sternenklarer Himmel, Lagerfeuer, gesellige Runde und ein gewisser Zauber, der in der Luft liegt. Und am nächsten Morgen riechen meine Haare noch nach dem Rauch, und ich lächle, weil mir allein dieser Geruch die vergangene Nacht in Erinnerung ruft und alle Feuernächte davor auch.
Das ist der Grund, warum ich heute gern über das Feuer schreiben will. Und ich meine nicht das Feuer als Element mit irgendwelchen Attributen, die irgendwelche Archetypen bedienen. Vielleicht fließt etwas davon mit ein, aber das soll nicht der Schwerpunkt sein. Auch werde ich das Thema Sonne vermeiden, so gut es geht. Denn allein die pure Flamme, die für uns Menschen greifbar ist, erzählt der Geschichten genug. Ich will dieses Mal also über das Feuer der Mythen schreiben und was es für Wunder in lauen Sommernächten mit sich bringen kann. Also fangen wir gemeinsam an zu träumen und machen eine kleine Reise durch die Welt der Flammenmythen.

Germanisches Feuer

Zuerst erzähle ich euch von dem germanischen Gott Loki, als er sich nach Utgard aufmachte und von den Riesen zu Wettkämpfen herausgefordert wurde. Seine Niederlage brannte förmlich schwer, als er ein Wettessen gegen den Riesen Logi verlor. Jedoch stellte sich schnell heraus, dass Logi gar kein Riese war, sondern das Lauffeuer selbst, welches vor lauter Hunger nicht nur den Braten, sondern auch den Trog gleich mit verbrannte.
„Das war der erste, den Loki bestritt: er war sehr hungrig und aß schnell, aber derjenige, der Logi hieß, war ein wildes Feuer, und es verbrannte nach dem Geschlachteten noch schnell den Trog.“[1]

Die wohl bekannteste Geschichte aus dem germanischen Mythenreich, in der das Feuer eine große Rolle gespielt hat, ist die Entstehung der Welt.
Dazu müssen wir aber noch weiter zurück gehen. Es heißt, dass lange vor der eigentlichen Schöpfung zwei Welten entstanden: Niflheim, als die Welt der Kälte, und Muspelheim, als die Stätte des ewigen Feuers. Wie zwei Pole lagen sie sich gegenüber. Und zwischen ihnen war Ginnungagap, die absolute Leere. So verschieden die beiden Welten waren, so stark war auch ihre Anziehung zueinander. Immer näher rückten sie und das Feuer Muspelheims brachte das Eis von Niflheim zum Schmelzen. Wasser und Nebel füllten den Raum dazwischen und brachten als erste Geschöpfe den Eisriesen Ymir und die Kuh Audhumla hervor. Die Entstehung der Welt hatte begonnen.[2]
Gehen wir jedoch nun auf die Feuerwelt ein. Sie ist durchzogen von Lavaströmen, Feuerfunken und Flammen. Ihre Bewohner sind Kinder des Feuers. Kein Wesen, welches nicht dort geboren wurde, kann in dieser Welt überleben. Wir kennen sie als Feuerriesen und Feuergeister. Auch werden sie einfach nur Muspels Söhne genannt. Diese wurden von Surt, dem Herrscher über Muspelheim, zur Ragnarök gegen die ihnen verhassten Götter angeführt. In seiner Rage schwang Surt ein Flammenschwert und entfesselte den Weltenbrand. Die Sonne verschwand hinter dichten Rauchwolken und das Feuer verschlang die Welt. In der Edda erscheint dieses Weltenende als Prophezeiung. Ich denke jedoch, dass es schon war und wieder sein wird. Selbst die Ragnarök ist eingebunden in den ewigen Kreislauf aus Werden und Vergehen.

1 Rudolf Simek: Die Edda, Die Prosa-Edda, Seite 33
2 Näheres dazu in: Damhain Alla 30, S. 28-29

Göttliches Feuer

Aber gehen wir einmal in Richtung Südosten nach Griechenland. Eine der weltweit bekanntesten Geschichten ist die des Prometheus. Er stammte aus dem Geschlecht der Titanen und war in der griechischen Mythologie maßgeblich an der Entstehung des Menschen und auch an seiner Entwicklung beteiligt. Er formte den Menschen aus Ton und Athene hauchte ihm Verstand ein. Prometheus lehrte ihm dann verschiedene Dinge, wie das Zählen, den Umgang mit der Schrift, die Heilkunst und vieles andere.
Dadurch wurden die Menschen klug genug, dass die Götter auf sie aufmerksam wurden. So kam es zur Begegnung zwischen den Sterblichen und den Unsterblichen. Prometheus machte allerdings den Fehler zu versuchen, die Götter bei der Aufteilung des Opferstieres zu betrügen. Als das erkannt wurde, war Zeus so empört, dass er den Menschen das Feuer versagte. Das wollte sich Prometheus nicht bieten lassen, schnappte sich heimlich den Stängel eines Riesenfenchels vom Sonnenwagen und holte so das Feuer für die Menschen vom Olymp herab. Daraufhin war Zeus natürlich noch weniger erfreut. Er erschuf die Pandora, die mit ihrer Büchse Unheil über die Menschen brachte. Prometheus selbst kam aber nicht etwa glimpflich davon. Er wurde von Hephaistos, dem Gott des Schmiedehandwerks, in die skythische Einöde gebracht und dort im Kaukasus an einen Abgrund geschmiedet. Und weil das Zeus immer noch nicht genug war, schickte er jeden Tag einen Adler, der an der Leber des Prometheus fraß. Leider erneuerte sich diese immer wieder, so dass es eine unendliche Qual wurde. Es heißt, dass Prometheus Jahrtausende später von Herakles befreit wurde und Chiron, der sowieso in den Tod gehen wollte, freiwillig seinen Platz einnahm.

Doch wenn auch die Geschichte des Prometheus eine der bekanntesten ist, gibt es Geschichten von Feuergöttern oder göttlichem Feuer überall auf der Welt. Ein Beispiel ist die hawaiianische Feuer- und Vulkangöttin Pele. Sie kam nach Hawaii, weil ihr Vater sie wegschickte. Sie war von aufbrausender und jähzorniger Natur, ganz anders als ihre Schwester Namaka. Irgendwie konnten sich die beiden nicht ausstehen. Und da das feurige Gemüt der Pele schwerer zu bändigen war, als das ihrer Schwester, der Göttin des Meeres, war es Pele, die gehen musste.
Heute heißt es, dass Pele in einem Krater des Vulkans Kilauea ihren Wohnsitz hat.

Auch ein indianischer Stamm, der seine Wohnstätten in der Region von Ottawa im heutigen Kanada hatte, kann eine Geschichte darüber erzählen, wie das Feuer auf die Erde kam. Zu Anbeginn der Zeit war es kalt und der Gott des Donners wollte Wärme in die Welt bringen. Also schickte er einen Blitzstrahl auf die Erde und setzte damit einen Baum in Brand. Alle Tiere sahen diese riesige Fackel brennen und frohlockten darüber. Nur brannte das Feuer auf einer Insel und die

Tiere fragten sich, wie dieses helle warme Feuer das Festland erreichen könne.
Zuerst bot sich der Rabe an, hinüber zu fliegen. Er kam jedoch ohne Feuer und verbrannt wieder zurück. Seit diesem Tag ist das Gefieder aller Raben schwarz. Anschließend versuchte eine kleine Eule ihr Glück. Sie schaffte es den Baum zu erreichen. Als sie jedoch an ihm hinaufblickte, schlug ihr die Flamme ins Gesicht. Aus diesem Grund müssen alle Eulen bei hellem Licht immer mit ihren Augen blinzeln.
Als nächstes bemühte sich eine Schlange. Sie schwamm zur Insel und fragte sich, ob es nicht noch einen anderen Weg gäbe, um an das Feuer zu kommen. In der Erde fand sie ein Loch, welches sie in das Innere des Baumes führte. Ihre Hoffnung, etwas Glut zu stehlen wurde zunichte gemacht, denn im Inneren des Baumes war die Hitze einfach viel zu groß. Und so musste sie ebenfalls unverrichteter Dinge wieder abziehen. Mit jedem weiteren Scheitern wurden die Tiere verzweifelter. Mittlerweile gab es keines mehr, welches sich in die Nähe des Baumes wagte.
Nach einer Weile trat eine kleine Wasserspinne hervor und bat, es versuchen zu dürfen. Sie webte eine kleine Schüssel auf ihren Rücken, lief über das Wasser und zog ein kleines Stück Glut aus dem Baum. So brachte sie das Feuer auf das Festland. Und auch heute noch ist auf dem Rücken jeder rotschwarz gestreiften Wasserspinne die kleine Schüssel zu erkennen, in der den Tieren das Feuer gebracht wurde, um die Welt zu erwärmen.

In Europa sind ebenso Geschichten, Märchen und Mythen über göttliches Feuer oder Feuergottheiten bekannt. Allein die Griechen und Römer bieten uns da einige: Hephaistos bei den Griechen, Vulcanus bei den Römern oder Hestia und Vesta, die Heim- und Herdgöttinnen, um ein paar Beispiele neben dem Prometheus zu nennen.

Doch es wäre nachlässig allem anderen gegenüber, sich nur bei den Göttern aufzuhalten und so vieles andere an Mythen außer Acht zu lassen. Aus diesem Grund möchte ich mich jetzt einigen Wesenheiten zuwenden.

Feuerwesen und Natur

Wenn wir an Feuer denken und überlegen, welches Wesen ein absolut reines Feuerwesen ist, dann fällt den meisten von uns sicherlich zuerst der Phönix ein. Er ist ein wunderbares Geschöpf, welches die Transformation mit absolut feuriger Leidenschaft lebt. Der Phönix verbrennt sich selbst, um aus seiner eigenen Asche neu zu entstehen, seine eigene Flamme neu zu entzünden.
Der russische Feuervogel oder auch *Scharptitza* (жар-птица) wird gern mit dem Phönix verglichen, ist jedoch von völlig anderer Wesensart. Dieser verbrennt sich nämlich nicht selbst. Er erleuchtet die Nacht mit seiner strahlenden Schönheit. Er ist sehr scheu und nur schwer zu fassen. Deshalb taucht er in russischen Märchen gern in Verbindung mit einer Herausforderung auf. Als Beweis für seinen Mut und sein Geschick bekommt der Held den Auftrag, eine Feder der *Scharptitza* zu erlangen. Diese bleibt stets leuchtend und hell und zerfällt nicht zu Asche.



Scharptitza, Ausschnitt aus einem Bild von Ivan Bilibin, 1930er Jahre

Es gibt so viele Wesen des Feuers. Wir kennen zur Genüge Geschichten über Drachen, wissen dass die Salamander die Elementarwesen des Feuers sind und kennen nun auch die germanischen Feuerriesen aus Muspelheim.
Nun möchte ich euch noch zwei geisterhafte Gestalten aus deutschen Mythen vorstellen. Zunächst einmal erzähle ich euch vom Feuermann. Er scheint ein recht ambivalentes Kerlchen zu sein, da er von Region zu Region seine Erscheinung wechselt und auch in Nuancen unterschiedliche Fähigkeiten mit sich bringt. Er wird sogar als Spukerscheinung bezeichnet. Vermutlich liegt das daran, dass er stets von einer Flamme umgeben ist, egal ob als brennendes Gerippe oder schwarzer Mann, der in einer blauen Lohe steht. Manche beschreiben ihn als sehr groß, andere als winzig klein. Darüber waren sich die Legenden nicht ganz einig. Aber man kann aus den Geschichten bereits schließen, dass der Feuermann für gewöhnlich eine eher menschliche Gestalt hatte. Eine andere Erscheinung, die man ihm nachsagt, finde ich persönlich etwas gruselig. Der Feuermann soll nämlich auch als Reiter auf einem brennenden Pferd auftauchen. Meistens ist er ohne Kopf, es sei denn, er trägt ihn unter dem Arm.
Aber er legt ein Verhalten an den Tag, was mir beim Lesen ein wenig bekannt vorkam. Er kann beispielsweise in die Höhe fahren und auch schnell um die Wipfel der Bäume tanzen.
Meine Urgroßeltern haben mir, als ich noch sehr klein war, eine Geschichte erzählt. In einer sehr stürmischen Gewitternacht haben sie einmal vergessen, das Fenster zu schließen, wodurch es ein Kugelblitz schaffte, in das Haus zu gelangen. Es schwirrte völlig unkontrolliert durch die Stube, bis er durch die geöffnete Tür in den Flur gelangte und an der Familie vorbei, die sich vor Schreck oben auf der Treppe versteckte, wieder nach draußen entschwand. Ob diese Geschichte wahr ist, weiß ich bis heute nicht. Es kann auch eine Mär sein, die alte Leute einem leichtgläubigen Kind erzählt haben. Ich werde es leider nicht mehr herausfinden. Jedoch deckt sich diese Geschichte mit anderen, welche die Verhaltensweise eines Kugelblitzes beschreiben. Wenn also der Feuermann ganz wild und scheinbar ohne Richtung um die Bäume schwirrt, könnte er sich ganz einfach in einen Kugelblitz verwandelt haben.
Auch heißt es, dass der Feuermann in besonders dunklen Sommernächten auftauchen mag, vor allem, wenn es bald regnen soll. An dieser Stelle dachte ich an die typischen Sommergewitter und das Elmsfeuer. Und siehe da, er wird damit wirklich in Verbindung gebracht.
Eine weitere Eigenschaft zeichnet den Feuermann aus, wenn er in den finstersten Nächten in Erscheinung tritt. Er weist dem nächtlichen Wanderer und Fuhrmann den Weg. Doch er verlangt auch Dank dafür, und sei es ein einfaches „Vergelt's Gott!“. Und je öfter er das hört, umso schneller kann er von seinem ewigen Brennen erlöst werden. Es könnte jedoch ungünstig sein, wenn das passiert, während der Feuermann gerade einen Wanderer durch den nächtlichen Wald zu lotsen gedenkt.

Ich möchte nun noch einmal auf den Feuerreiter eingehen, denn über diesen gibt es noch andere Geschichten. Er scheint ein Retter in der Not zu sein. Der Feuermann kommt bei großen Bränden auf seinem edlen Ross angeritten und verübt wahre Heldentaten. Es heißt, er ist in der Zauberei bewandert und kann riesige Feuer löschen, indem er sie nur dreimal umreitet. Auch ist er fähig, sich den einzelnen Brand einfach zu schnappen und hinter sich herzuschleifen. Jedoch muss er selbst dabei aufpassen, dass er sich durch das Feuer nicht verschlingen lässt. Es heißt nicht umsonst, dass schon mancher Feuerreiter in den Flammen seinen Tod gefunden habe. Es verwundert nicht, dass der Reiter sich

nach einer solchen Tat liebend gern mit Wasser übergießen lässt, oder direkt auf den nächsten Teich zusteuert, um das Feuer zu löschen. Der Feuerreiter, so sagt man, fürchtet nicht den Zorn Gottes, sondern lediglich den Zorn der Flamme. Manche Geschichten erzählen, dass er sich nur dem Teufel verschrieben hat. Andere wiederum berichten, dass es der Landesherr selbst gewesen sei, der über eine solche Zaubermacht verfügt hat. Doch schlussendlich ist es egal, wer der Feuerreiter ist und woher er kommt. Durch den Glauben der Menschen wurde er lebendig.

Das soll es mit meinem Exkurs zu den feurigen Wesenheiten fürs Erste gewesen sein. Nun möchte ich mich den Menschen zuwenden und dem, was sie noch mit dem Feuer alles anstellen.

Das Zeichen des Feuers

Es gab in früherer Zeit viele Möglichkeiten der Feuerdeutung. Sie bezogen sich meistens auf einfache Dinge, wie das Wetter oder das Kommen von Gästen. Dabei wurde oft nicht nur auf die Farbe der Flammen, sondern gleichermaßen auf die Geräusche geachtet. Ja nach Situation konnte eine blaue Flamme auf eine Leiche hinweisen oder auf einen strengen Winter. An dieser Stelle vermute ich, dass das kühle Blau etwas Erkaltendes an sich hat und deswegen mit Tod oder Winter in Verbindung gebracht wurde. Wenn viele Funken sprühten, bedeutete das manchmal Unglück. In Schlesien standen die vielen Funken jedoch für die Ankündigung eines Besuchers. Mancherorts hieß es auch, je höher und zahlreicher die Funken schlagen, umso nobler ist der Besuch, der kommen wird.
So vieles konnte gedeutet werden. Wie steigt der Rauch? Wie sieht die Glut aus? Wie tanzt die Flamme? All das hatte das Potential, in der Feuerschau über mögliche Ereignisse Auskunft zu geben.
Wie schon erwähnt, waren die Geräusche, die das Feuer machte, ebenso wichtig. Es knallt, es knistert, es braust, blubbert und zischt. Das Knistern verriet, dass bald eine große Freude das Herz erfüllen wird. Wenn es blubberte, stand Streit und Zank ins Haus und manchmal sogar Spott. Doch das übelste Vorzeichen war es, wenn das Feuer laut knallte. Dieser Knall brachte nicht selten Unheil und Tod.
In Träumen hatte es vordergründig eine positive Bedeutung. Eine baldige Hochzeit, ein Geldsegen oder eine Geburt standen dem ins Haus, der von einer hellen Flamme träumte. Ein dunkles, stark qualmendes Feuer kündete dem Träumenden von Unheil.

Das Feuer wurde schon immer mit großem Respekt betrachtet. Es bedeutete Wärme, Nahrung und Schutz. Nicht umsonst wurde das Herdfeuer auch als heilig angesehen, wodurch schlussendlich auch die Götter, die dem Herdfeuer zugehörig sind, ihre Berechtigung haben. Es wurde gehegt und verehrt, um Rat gefragt und manchmal auch verflucht, woraufhin es sich unbezähmbar zeigte, wie ein waidwundes Tier. Und wer es wagte in das Feuer zu spucken, beschwor ein großes Unglück herauf, wurde mit Krankheit geschlagen oder bekam Blasen an Mund und Zunge.

Bräuche des Feuers

Das Feuer ist machtvoll, haben wir gelernt. Es vermag zu wandeln und auch zu reinigen. So lehrten es uns die Christen in einer der dunkelsten Epochen unserer Geschichte. Und beim läuternden und reinigenden Feuer meine ich an dieser Stelle noch nicht einmal die Vorstellung des Fegefeuers, sondern die Läuterung durch die Verbrennung eines Sünders. An dieser Stelle möchte ich nicht allzu sehr

auf die Hexenprozesse und Autodafes[3] aus früheren Zeiten eingehen. Ich möchte lediglich daran erinnern, welches Kleid wir Menschen dem Feuer noch gegeben haben. Denn diese Art von Läuterung war ein wichtiger Baustein der christlichen Welt.

Doch nicht alle Bräuche tragen diese Bitterkeit in sich. Denn die Feuer, die zu den Sonnenwenden entzündet werden, sollen zuallererst einmal die Sonne ehren. Aber auch andere Bräuche konnte man antreffen. Wenn ein Paar über das Sonnenwendfeuer sprang und sich dabei nicht losließ, wurde dies als Zeichen einer bevorstehenden Hochzeit gedeutet. Frauen ließen ihre Sträuße, die sie zum Fest trugen, in das langsam erlöschende Feuer fallen, damit all ihre Missgeschicke verbrannt wurden und sich auflösten.
Es gibt ein Neujahrsfeuer, welches vermutlich eine kleine Anpassung an das Feuer der Wintersonnenwende ist. Heutzutage wird es jedoch vorrangig durch Feuerwerk nachempfunden. Einst war es Brauch den Julscheit zu entzünden, damit er durch die Rauhnächte hindurch brenne und Haus und Sippe Segen für das kommende Jahr beschere.
Zu Beltaine entzünden wir Heiden unser Feuer und läuten mit dem Fest zur Mainacht den Sommer ein. In seinem Ursprung soll dieses Feuer auch an die Ankunft der Thuata De Dannan in Irland erinnern. Froh darüber, Land gefunden zu haben, verbrannten sie ihre Schiffe und feierten ein Freudenfest.
Es gibt Festfeuer zu Ostern und zu Halloween. Und mancherorts finden auch zu Pfingsten Feuer statt.
Aus dem Beltainefeuer ist in vielen Regionen das „Hexenfeuer“ geworden, ein Volksfest, bei dem reichlich Alkohol fließt.

Aber ehrlich gesagt, mag ich gerade nicht auf die christlich geprägten Bräuche eingehen und mich lieber wieder meinem kleinen Tagtraum widmen: meiner Vorfreude auf Beltaine und die warme Jahreszeit. Für mich ist es der Beginn des Feuers, der sommerlichen Leidenschaft, ja des Sommer selbst. Und es ist so vieles mehr. Vor meinem inneren Auge sehe ich tanzende Fackeln, kunstvoll bemalte Gestalten, die miteinander um ein großes loderndes Feuer tanzen und sich in Ekstase ihrem Treiben hingeben. Ich höre wilde Trommeln, deren Klang mit einem leisen aber eindringlichen Flötenspiel vereint wird. Ich tanze mit. Ich träume von einer Nacht des Feuers, von einem ausgelassenen Tanz und von purer Wildheit, egal was für Geschichten man sich über das Feuer erzählt. Das Feuer, welches mein Herz und meinen Körper zum Beben bringt, ist mein eigenes.

Das Feuer ist lebendig, es vernichtet und verwandelt. Es ist nicht greifbar und doch lodert es in jedem von uns. Es spricht, es tanzt und es erzählt.
Ich liebe diese lauen Sommernächte, in denen ich am wärmenden Feuer vor Kälte geschützt einfach nur dasitzen und den Flammen bei ihrem Tanz zusehen kann. Manchmal gleite ich in eine völlig andere Welt und höre und sehe, wie mir die Flammen ihre Geschichten offenbaren. Ach wäre doch nur bald wieder Sommer...

Lilye

Quellen (Internetquellen Stand: 27.03.2014)

F. Grenzmer: *Die Edda*, 2004.
E. L. Rochholz: *Naturmythen*, 1862.
R. Simek: *Die Edda*, 2007.
A. Wuttke: *Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart*, 1900.
http://petras-point.de/mystik-der-indianer/indianische-mythen/
http://www.religioeses-brauchtum.de/

[3] Schauprozesse und –hinrichtungen der portugiesischen und spanischen Inquisition, oft Massenverbrennungen

Die Magie der Natur

Vulkane

Vulkanausbrüche gehören zu den schrecklichsten und zugleich zauberhaftesten Naturgewalten unseres Planeten. So unterschiedlich die Formen sind, in denen uns Vulkane begegnen, so vielfältig sind auch die Bilder und Geschichten, welche die Menschen seit Alters her begleiten.
Sehen wir inmitten der Nacht Feuersäulen grollend in den Himmel steigen, wissen wir, dass die großen Schmieden der Unterirdischen angefacht worden sind. Unheil steht bevor, denn es sind oftmals Waffen, die sie dort unten fertigen. Nähern wir uns einem Vulkangipfel bei Tag, so spüren wir schon bald, dass wir in ein fremdes Reich eindringen. Es ist die Toten- und Anderswelt der wir uns nähern. Wir wissen es wegen der Wärme des toten Steins unter unseren Füßen und durch die Drangsal und Gaukeleien, die giftige Dämpfe und brodelnde Gewässer uns hier bereiten. Wenn wir nicht umkehren, stürzen wir verzaubert zu Boden, hinab in den tiefen Krater, und kein Mensch wird uns je wieder sehen.
Erdbeben und Aschesäulen versetzen auch jene in Angst und Schrecken, die sich vom Gipfel ferngehalten haben und in sicherem Abstand ihren Alltagsgeschäften nachgehen. Sie wissen, dass von jetzt an Dinge geschehen, denen sie nichts entgegenzusetzen haben. Wo die Götter kämpfen und der Berg erwacht, da werden die Menschen zu bloßen Zuschauern und sind all ihrer Macht beraubt.
Andere wiederum haben keine Angst vor dem bebenden Berg. Sie begegnen ihm mit größtem Respekt und wissen, dass er ein großes Lebewesen ist, welches sich regt und spricht – ganz so wie die Tiere und Pflanzen. Ehe der Vulkan wütend wird und um sich schlägt, kündigt er es durch Vorzeichen an. Er sträubt sich und zittert wie eine Katze, die gleich springen und zuschlagen wird. Man kann ihm ausweichen, wie man auch einem mürrischen Nachbarn oder einem ängstlichen Tier ausweichen kann.

Ein reichlich schenkender Vater, Bruder und Freund ist der Vulkan schließlich für all jene, die von ihm leben und die fruchtbaren Ebenen zu seinen Füßen für Ackerbau und Viehzucht nutzen dürfen. Ein schlafender Vulkan ist ein wahrer Gabentisch der Vegetation und bietet alles, was Mensch und Tier zum Überleben benötigen und manchmal sogar warme Bademöglichkeiten. Umso wichtiger ist es, die gewaltigen Berge zu ehren, ihnen zu danken und nie zu vergessen, mit wem man es zu tun hat.
Ein großer, tausende Meter hoher Vulkan kann all dies auf einmal verkörpern. Die Wolken, die seinen Gipfel umgeben, entrücken ihn aus dieser Welt und lassen ihn tabu werden. Er bildet ein ganz eigenes Reich fernab der Menschen. Nicht selten gilt er als Ahnvater oder Ahnmutter eines Volkes, der seine Kinder beschützt oder bestraft. Alles Leben scheint aus ihm hervorgekommen zu sein und kehrt eines Tages wieder in ihn zurück.

Ein wunderbares Beispiel für die tiefe Wahrheit solcher Glaubensinhalte ist eine der vulkanisch aktivsten Gegenden der Erde. Wir können uns ihrem Zauber kaum entziehen: Es sind die hawaiianischen Inseln, das Reich der großen Feuergöttin Pele. Die tätigen und erloschenen Vulkane dieser Inselkette sind äußerst vielgestaltig. Es gibt den flachen Kilauea mit brodelnden Lavaseen inmitten schwarzer Geröllebenen, aus denen frisches Grün hervorblitzt. Sanft und stetig ergießen sich seine Lavaströme über die dunklen Hänge der Insel in den Pazifik hinab und schaffen dort zischend und dampfend neues Land. Weit überragt wird er vom Mauna Loa, einem der größten Vulkane der Welt, dessen Wipfel sich in Eis, Schnee und Dunstschleiern verliert. Der Haleakala auf Maui hingegen ist ein gewaltiger Talkessel voller roten Sandes und Gerölls. Dieser Platz absoluter Menschenferne und Stille ist so weit, dass sich in seinem Inneren gewaltige Wolkenwirbel drehen. All diese Vulkane haben gemeinsam, dass sie vom Geist Peles erfüllt sind. Jeder einzelne von ihnen ist durch eine ganz bestimmte Geschichte mit der großen Göttin verbunden. Von Tahiti aus soll Pele die hawaiianischen Inseln in Besitz genommen haben, indem sie von Insel zu Insel sprang und dabei jedes Mal einen Vulkan zurückließ. Im noch heute verwüsteten Haleakala fand die große Schlacht zwischen Pele und ihrer Schwester, der Meeresgöttin Namaka statt. Es ist der gewaltige und stetige Kampf, den die hawaiianischen Vulkane mit dem Ozean ausfechten. Lava erstarrt im Wasser, wird zu neuem Land und wird von den Wellen langsam abgetragen. Namaka wollte nicht, dass die erneuernde Kraft ihrer Schwester auf Hawaii Wurzeln schlägt. Doch sie konnte nicht verhindern, dass Pele den Haleakala entzündete. Ihr Haus hat die Feuergöttin jedoch im Kilauea, dem aktivsten Vulkan Hawaiis. Dort ist sie ständig anzutreffen, denn nahezu ununterbrochen kann man Lava im Vulkan finden. Sie fließt in Tunneln unterhalb der Erdoberfläche. Findet man eine Stelle, an der die dünne Decke eingebrochen ist, sieht man das feurige Blut der Erde in ihren Adern pulsieren. Noch heute werden ihr Opfergaben in Form von Blumen, Beeren und Alkohol dargebracht. Nichts darf ohne Erlaubnis aus dem Umkreis ihrer Behausung entfernt werden. Täglich erhält die Verwaltung des hiesigen Nationalparks daher Päckchen reumütiger Touristen, die Gestein vom Kilauea mitgenommen hatten und es dann mit der Angst zu tun bekamen. Die ganze Stätte ist vom Geist Peles durchdrungen. Wer etwas davon entfernt, stielt also ein Stück ihrer Seele.
Die leidenschaftliche und jähzornige Pele ist nicht einfach nur eine Vulkangöttin, sondern ein Symbol des Lebens auf Hawaii. Sie ist es, die mitten im weiten Ozean neues Land produziert. Alles, was dem Wasser entgegenwirkt, fällt in Peles Bereich. Ihr feuriger Charakter macht sie zur einer leidenschaftlichen und eifersüchtigen Liebhaberin, einer Göttin des Tanzes, des Windes und der Blitze. Wenn sie menschliche Gestalt annimmt um die Hawaiianer zu testen, wird sie stets von weißen Hunden begleitet. Wer freigiebig ist, wird von ihr beschenkt, den Geizhals bestraft sie.

Eine sehr enge Verbindung zu ihren zahlreichen Vulkanen haben auch die Völker Indonesiens. Wie Hawaii, so ist auch das riesige und bevölkerungsreiche Indonesien ein Inselreich, in dem Feuer und Wasser mit Wucht aufeinanderprallen. Die Feuerberge gelten als Wohnort der Ahnengeister, als Totenreich oder als mächtige Gottheiten und Dämonen. Gerade den großen Vulkanen kommt eine enorme spirituelle und symbolische Bedeutung zu, denn sie sind nicht nur Wohnort lokaler Geister, sondern Symbole der indonesischen Nation. Dem gefährlichen Merapi im Zentrum Javas wird bis auf den heutigen Tag vom Sultan des nahen Yogjakarta ein jährliches Opfer dargebracht. Auf dem Gipfel des Berges lebte bis 2010 ein Wächter, der mit den Geistern des Merapi redete und das Verhalten des Berges zu deuten wusste. Er starb während des letzten großen Ausbruchs, da er

und seine Helfer sich weigerten zu flüchten. Sie hätten das als respektlos empfunden. Es heißt, dass der Berg die Bewohner des Umlandes beschützt, aber dann zornig wird, wenn sie verschwenderisch mit seinen Geschenken umgehen. Der Agung auf Bali erfreut sich gleich mehrerer Formen der Verehrung. Für die animistischen Balinesen ist er die Wohnstatt der Ahnen, für die Hindus der Insel jedoch das irdische Abbild des heiligen Berges Meru, auf dem die Götter wohnen. Hunderte Tempel überziehen seine Flanken. Kein Berg ist jedoch so eng mit der indonesischen Nation verbunden, wie der Kelimutu auf Flores. Während des Unabhängigkeitskampfes gegen die Niederländer sollen hier große Opferzeremonien zu Ehren der Ahnen abgehalten worden sein. Noch im Jahre 1998 war man davon überzeugt, dass die erwachende Aktivität des Kelimutu den kurz darauf folgenden Sturz des langjährigen Diktators Suharto angekündigt habe. Die Ahngeister des Landes hatten beschlossen, dass seine Zeit abgelaufen war.

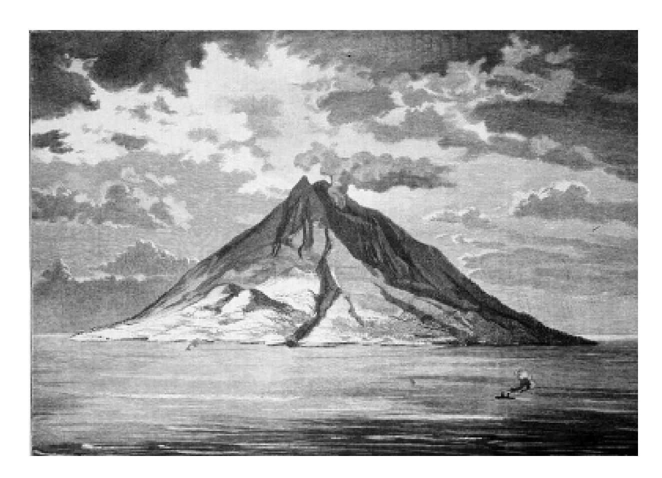
Außer dem Kelimutu gibt es auf Flores noch circa ein Duzend weiterer Vulkane, welche alle von Dämonen oder Ahnengeistern bewohnt werden. Ein sehr inniges Verhältnis zu ihrem Vulkan haben drei Stämme im Osten der Insel. Die dortigen Lewotobi-Zwillingsvulkane gelten bei ihnen als Ahnengeister und kamen einst wie Pele von weit her an ihren aktuellen Standort. Immer wenn sie sich zu regen beginnen, wissen die Stämme, dass zu viel Uneinigkeit unter ihnen herrscht. Wenn es einmal soweit gekommen ist, helfen nur noch gemeinsame Friedenszeremonien an den Flanken der Berge. Das letzte Mal war das 1992 der Fall; von Evakuierung wollten die Einheimischen damals nichts wissen. Gemeinsam opferten die Klans eine Ziege, Mais, Fisch, Eier und Baumwolle. Dabei achteten sie peinlich darauf, dass jeder Handgriff von zwei Angehörigen unterschiedlicher Stämme gemeinsam begangen wurde. Das Fleisch wurde verteilt und nichts durfte davon übrig bleiben. Keiner durfte bei der Zeremonie fehlen, egal wie sehr sich die Klans zuvor gestritten haben mochten.

Nur durch Einigkeit kann der Zorn der Ahnen besänftigt und die Auswirkungen der Katastrophe überwunden werden. Sind die eigenen Felder verbrannt, darf man nun diejenigen eines Nachbarstammes mit benutzen, ist die eigene Behausung vernichtet, zieht man nun beim Nachbarn ein. Die Rituale zeichnen sich durch schonungslose Offenheit und Ehrlichkeit aus.

Ebenfalls auf Flores befindet sich der Vulkan Suro Laki, der von einem mächtigen, gleichnamigen Geist bewohnt wird. Suro Laki ist ein Totendämon. Er trägt einen eisernen Hut und reitet inmitten einer Meute aus Hunden und Raben auf einem hölzernen Pferd durch die Nacht. Kommt er in Rabengestalt in ein Dorf, muss man ihm sofort Reis und Palmwein auf die Straße werfen. Vergisst man es, so wird man vom Suro Laki mit einem eisernen Stab geschlagen und erkrankt schwer. Sein Kraterreich ist ein Ort der Verstorbenen, aber nur einer für schlechte Seelen. Diese werden dort geschlachtet oder versklavt. In Suro Lakis Vorratskammern türmt sich daher getrocknetes Menschenfleisch.

Doch Vulkankrater sind nicht nur Orte des Schreckens: Im Ngalu Ica, auch auf Flores gelegen, befindet sich ein Dorf der Seligen, wo die Toten in den Ästen eines großen Baumes sitzen und im übrigen genauso leben, wie sie es zuvor in ihren Dörfern am Fuße des Vulkans taten. Verbrecher haben dort keinen Zutritt und werden fortgejagt. Beide Orte vereinen die drei Kraterseen auf dem Gipfel des Kelimutu: Im dunklen See hausen die dämonischen Seelen von Schadenszauberern, Räubern und Mördern, in den beiden anderen Seen die der Alten und der früh verstorbenen Kinder.

Am anderen Ende der Welt lebt Guayota, der Dämon, im Inneren des Teide auf Teneriffa. Von den Ureinwohnern Teneriffas, den Guanchen, wurde er durchweg als gefährlich und bösartig wahrgenommen. Im Gegensatz zu Pele trägt er keinerlei positive Eigenschaften in sich, obwohl er genauso wild und leidenschaftlich sein kann. Wenn der Teide ausbrach und seine gewaltige Aschesäule den Himmel verdunkelte, wussten die Inselbewohner, dass Guayota wieder versuchte die Sonne vom Himmel zu stehlen und in seinen Krater hinabzuziehen. Nur der Gott des Himmels konnte das verhindern. Guayota wurde übrigens als großer schwarzer Hund dargestellt, der ebenfalls inmitten eines geisterhaften Hunderudels umherjagt. Darin ähnelt er Pele und Suro Laki.



Wenn wir von Vulkanen in Europa sprechen, fällt uns lang vor dem Teide natürlich der Ätna ein. Er ist so etwas wie der Hausberg des gesamten Mittelmeerraumes. Kein Berg entlang der Ufer dieses Meeres ragt höher empor als der große sizilianische Vulkan. Inmitten der südlichen Sonne und Trockenheit ist sein Gipfel von ewigem Eis bedeckt und nicht selten von Wolken umhüllt. Es ist ein unwirklicher Ort, ein Ort der Geister inmitten des regen Treibens der süditalienischen Hafenstädte. Obwohl der Ätna Sizilien beherrscht und sich beständig grollend regt, wohnt keine große Schöpfergottheit in seinem Krater, die mit Pele zu vergleichen wäre. Der ursprüngliche Name des Dämons, der dort haust, ist heute vergessen. Schon in der Antike gab es diesbezüglich verschiedenste Geschichten, die wohl allesamt kaum etwas mit dem Glauben der Bauern und Händler am Ätna zu tun hatten. Der große Gott des Schmiedehandwerks hatte dort angeblich seine Werkstatt; die Griechen nannten ihn Hephaistos, die Römer Vulcanus. Mit Hilfe der Zyklopen schmiedete er dort die magischen Waffen der Götter, wie zum Beispiel Zeus' Donnerkeile oder Apollos Pfeile. Andere Geschichten behaupten, dass es ein gefesselter Titan sei, der unter dem Berg tobe, da er von den olympischen Göttern dort begraben worden war. Sei es, wie es will: Die Macht der Gottheit, die diesem Berg innewohnt, kann eigentlich gar nicht überschätzt werden. Wenn der Ätna ausbricht und sich eine kilometerhohe Rauchsäule über dem Gipfel auftürmt, zucken nicht selten Blitze in den pechschwarzen Wolken.

Doch der Ätna ist ebenfalls ein Ort der Geister und der Ahnen. Auch bei uns in Europa kann man die Verbindung zwischen Vulkanen und dem Geister- und Ahnenglauben beobachten. Schon in der Antike galt er als einer der Eingänge in die Unterwelt und man brachte Weihrauchopfer auf seinem Gipfel dar. Diese Vorstellung hat sich auch in späterer Zeit erhalten. Im Mittelalter galt der Berg wahlweise als verzaubertes Feenreich oder als Höllenpforte – Ideen, die durchaus jenen in Indonesien gleichen. Fata Morgana, die Fee Morgana, hatte ihr Schloss im Kessel des Kraters. Mit Trugbildern über der Meerenge von Messina führte sie vorbeikommenden Seefahrer in die Irre und holte die Ertrunkenen anschließend in ihr Reich unter dem Berg. Im mittelhochdeutschen Versepos *Parzival* kämpfte der Ritter Gawan gegen Abkömmlinge des Feengeschlechts vom Ätna. Ritt ein Ritter vor den Berg, kamen feurige Reiter daraus hervor, um sich mit ihm zu du-

ellieren. Hierhin, in die Anderswelt, wurden auch mächtige Könige entrückt, um in der Obhut der Feen auf ihre Wiederkehr zu warten. Süditalienische Legenden behaupten sogar, dass Artus hier auf seine Wiederkehr wartet, denn Fata Morganas Reich sei nichts anderes als das sagenhafte Avalon. Weitere mediterrane Geschichten erzählen, Friedrich Barbarossa und sein Enkel Friedrich II. säßen angeblich unter dem Berg, bis die Zeit kommt, in der sie erneut gebraucht werden. Auch der aus dem Dunstkreis der Nibelungensage bekannte Dietrich von Bern soll an der Spitze des wilden Heeres in den Krater hinab gefahren sein. Eine dämonische Heerschar, bestehend aus Totengeistern, Wölfen, Hunden und Raben, haust also auch im Ätna und sucht von dort das Umland heim.
Unseren antiken Vorfahren galten übrigens nicht nur die Krater als Stätten der Totengeister. Auch an heißen Quellen halten sich solche Wesen ihrer Meinung nach gern auf. Nebel und Dünste galten schon immer als Anzeichen für Pforten in die Anderswelt. Ruhelose Seelen trifft man nach Meinung der Römer daher besonders oft bei Thermalquellen an. Dort erscheinen sie in Menschengestalt und müssen die Badenden bedienen, bis jemand sie auf ihr Unglück anspricht und auf diese Weise den auf ihnen lastenden Fluch bricht.

Ganz ähnlich stellt sich die Situation im hohen Norden dar. Island kann sowohl mit einem Eingang in die Tiefen der Hölle, als auch mit von Hexen und Dämonen bevölkerten Vulkanen aufwarten. Das wüste Innere der Insel, geprägt von Gletschern, Geröllebenen und Vulkanen, ist zutiefst menschenfeindlich und deshalb ein Reich der Riesen und Trolle. Die weiten Krater sind die Burgen und Ringwälle, in denen sie ihre Wohnsitze haben. Der mächtige Tafelvulkan Herðubreið im Nordosten Islands, dessen vulkanisches Glas in der Sonne schimmert, gilt als der glänzende Hochsitz Odins. Im Krater Hverfjall lebte die Riesin Gerda, Tochter einer Erdgottheit, ehe der Gott Freyr um sie freite. Geschützt wurde sie nicht nur durch einen hohen Flammenring, sondern auch durch eine Meute von Tieren, die uns im Zusammenhang mit Vulkanen schon mehrmals begegnete: die Hunde der Unterwelt. Hexen gehen von hier aus auf Menschenjagd und lassen die Vulkane erbeben und die Eismassen schmelzen, wenn ihnen ihre Opfer vorenthalten werden. Der Aufstieg auf gewaltige Vulkane wie den Hekla, einen der Eingänge zur Unterwelt, galt noch im 18. Jahrhundert als tabu. Bedenkt man, dass es in den letzten 1000 Jahren auf Island gleich zweimal zu Ereignissen kam, bei denen die Erde über dutzende Kilometer aufriss und Feuersäulen monatelang kubikkilometerweise Asche und Geröll in den Himmel warfen, so wissen wir, wo die Ragnarrök beobachtet wurde. Bei einem solchen Kampf der Erd- und Himmelsgeister sind Menschen fehl am Platze. Der heilige Schrecken, den sie erdulden müssen, dauert noch Jahrhunderte im kollektiven Gedächtnis an.

Nicht nur aktive Vulkane sind von Geistern beseelt. Auch in vermeintlich toten Kratern hausen die Wesenheiten der Erde, denen der Mensch mit Respekt zu begegnen hat. Im kleinen, tschechischen Vulkan Komorní hůrka, dem Kammerbühl, leben kleine, schwarze Männlein, die den Freigiebigen belohnen, den Ungerechten aber bestrafen. Einem hartherzigen Förster, der zunehmend in ihr Reich vordrang, zerstörten sie das Forsthaus. Dabei soll es ein großes Tosen gegeben haben und blaue Flammen sollen in der Nacht aus dem Bühl geschlagen sein.

Abschließend möchte ich sagen, dass die Verehrung, die Vulkane genießen, nicht unbedingt nur mit ihrer feurigen Natur zu tun hat. Es sind menschenfeindliche, aber doch lebendige Orte. Ihre Gipfel liegen oft so hoch, dass sie eisig kalt und ohne alles Leben

sind. Nicht selten strömen giftige Gase aus den Flanken der Giganten hervor. Quellen können ungenießbar sein und die Luft in der Nähe der Krater ist oft nur schwer zu atmen. Andererseits machen sich die Berge den Menschen bemerkbar, sie reden mit uns, sie warnen und sie beschenken uns auch. Entfernt man sich nämlich vom Gipfel eines Vulkans und betritt die Ebenen zu seinen Füßen, so findet man nicht selten eine Fruchtbarkeit, die ihresgleichen sucht. Es muss uns also nicht weiter verwundern, dass es auch Vulkane gibt, die als Wetter- und Regengeister verehrt werden. Einer der größten und bekanntesten Vulkane Südamerikas, der ecuadorianische Cotopaxi, ist solch ein Regengott, den man mit Schnaps und Tabak gnädig stimmen muss. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Ol Doinyo Lengai in Tansania. Er beschützt die Massai vor Dürrekatastrophen, möchte dafür aber regelmäßig eine Ziege oder etwas Blut und Milch erhalten.
Einen modernen Vulkangeist, der keineswegs vergessen werden darf, möchte ich noch erwähnen. Dieser Geist lebt im Vulkan Yasur auf der kleinen Insel Tanna im Pazifikstaat Vanuatu. Er heißt John Frum, ist Gottes Sohn und stammt aus Amerika. Betet man hingebungsvoll zu ihm, so entsendet er Schiffe voller Waren, so zum Beispiel Kühlschränke, Armbanduhren oder Coca Cola. Niemand weiß, wie der große Ahn der Inselbewohner zu seinem Namen und seiner exotischen Herkunft kam. Er lebt im Vulkan und erscheint den Leuten in ihren Träumen. Alles Leben kam einst aus dem Yasur und wird auch wieder dahin zurückkehren; er ist der Ort, wo die Toten wohnen. John Frum ist die Quelle des Lebens, wie auch Pele, Lewotobi und der Geist im Ätna es sind.

Was sagt die Wissenschaft?

Jeder kennt sie und jeder fürchtet sie. Vulkane sind die mächtigen und feurigen Höllenschlunde der Untiefen. Sie sind die Vereinigung von Feuer und Erde und selbst wenn sie nicht ihre absolute Gewalt entfesseln, hinterlassen diese dämonisch angehauchten Hitzeschlote ihre Spuren.
Doch was sind sie? Wie entstehen sie? Welche Bedeutung haben sie für die Erde, die Natur und die Menschen?
Grundsätzlich möchte ich vorwegnehmen, dass sie ebenso essentiell für das Leben auf der Erde sind, wie andere vermeintlich zerstörerische Naturgewalten auch. Aus Sicht der heutigen Wissenschaft ist das Leben, wie wir es kennen, ohne ihre Existenz gar nicht möglich. So zeigt sich gerade an ihrem Beispiel, dass Tod und Leben eng miteinander verknüpft sind.
Jedoch möchte ich auch erwähnen, dass man bisher recht wenig über sie weiß und dass viele momentan anerkannte Theorien in einigen Jahrzehnten für falsch erklärt werden könnten.
Vulkanismus ist ein Teilgebiet der Geologie, der Gesteinskunde, welche die Erde und ihre Geschichte beschreibt. Fast alles Wissen stammt aus Untersuchungen vom Erdinneren. Leider sind uns, was die Tiefe möglicher Grabungen angeht, große technische Grenzen gesetzt.
Doch was wissen wir als Menschen bisher über Vulkane oder was glauben wir zu wissen?
Vulkane gibt es überall im Universum auf beliebigen Himmelskörpern, sofern eine feste Kruste im Außen und flüssige, wärmere Stoffe im Inneren vorhanden sind. Die größte Erhebung im Sonnensystem ist ein erloschener Vulkan auf dem Planeten Mars. Der Jupitermond Io ist ein einziges vulkanisches Feld. Es gibt sogar aktive Vulkane auf Monden des Jupiter und des Saturn, die im Wesentlichen nur aus Wasser und Eis bestehen. Auch auf Asteroiden und Kometen sind zumindest theoretisch Vulkane denkbar.
Doch in unseren Artikel wollen wir uns nur auf Erdvulkane beschränken.

Das Grundprinzip eines Vulkanausbruchs ist simpel. Man fülle ein Gefäß aus relativ brüchigem oder porösem Material vollständig mit einer Flüssigkeit und erhitze diese massiv. Die Flüssigkeit dehnt sich aus, eventuell entsteht Gas und irgendwann zerbricht das Gefäß unter dem wachsenden Druck und läuft aus oder explodiert. Selbstverständlich unterliegen die natürlichen Vorgänge eines Vulkanausbruchs weitaus komplexeren Bedingungen.
Es gibt die verschiedensten Vulkantypen, welche nach unterschiedlichen Kriterien aufgeteilt werden, zum Beispiel nach ihrem Aussehen, nach der Art ihrer Entstehung, nach der Art ihrer Ausbrüche oder dem Ort, wo sie zu finden sind. Würde ich auf alle verschiedene Varianten und Einzelheiten eingehen, würde ich damit den Rahmen dieses Artikels gewaltig sprengen. Daher beschränke ich mich mehr auf eine äußerst allgemeingültige Beschreibung.
Die meisten Vulkane sind entweder bergähnlich oder kraterähnlich aufgebaut. Darüber hinaus gibt es Vulkanfelder mit mehreren miteinander verbundenen Vulkanen. Die Gefahr, die von ihnen ausgeht, ist sehr unterschiedlich. Es existieren Vulkane, die selbst lokal beschränkt kaum Schaden anrichten. Es gibt aber auch sogenannte Supervulkane, welche ganze Kontinente in Asche hüllen und die Erde in eine kurze aber heftige Eiszeit stürzen können. Ein solcher Vulkan könnte unsere heutige Zivilisation von einem auf den anderen Tag völlig zerstören und uns zurück in die Steinzeit schicken. Ein ganzer Berg in Alaska wurde in den Siebziger Jahren um mehrere hunderte Meter kürzer gemacht und allein in diesem Jahrzehnt sind neue ganze Inseln entstanden. Vulkane sorgen also auch dafür, dass Landkarten und Geographische Messungen der Menschen nach nur kurzer Zeit praktisch unbrauchbar werden.
Wie entsteht nun ein Vulkan?
Die äußerste Schicht der Erde, die Erdkruste, ist eine relativ kühle circa 50 km starke, eigentlich sehr dünne (die Erde hat einen Radius von 12.000 km) und feste Gesteinsschicht. Darunter befindet sich der von fest über zähflüssig zu flüssig werdende Erdmantel. Je tiefer man kommt umso größer werden der Druck und die Hitze und umso flüssiger wird das Gestein. Die heißen und flüssigen Gesteine sind in ständiger Bewegung und dabei bilden sich vertikale Kreisläufe, senkrecht zur Erdoberfläche. An der Grenze zur Erdkruste kommt es zum Kontakt der zähflüssigen Substanz mit den festen oberen Schichten. Dies führt zur Bildung von neuem Krustengestein, was nach oben gedrückt wird, aber auch zum Gegenteil. Teile der Kruste werden in die Tiefe gerissen. Auch wenn diese Prozesse sehr langsam ablaufen, sind sie aufgrund der Beteiligung von unglaublich großen Massen mit extrem starken Kräften verbunden. An einigen Stellen bricht die Kruste auf und in ihr kann nun das flüssige Gestein, auch Magma genannt, aus dem Mantel hinein fließen. Es bilden sich Magmakammern. Diese sind nun weitgehend eingeschlossen, werden aber weiterhin von unten, durch den starken Druck der heißen Stoffe des Erdmantels, kontinuierlich gefüllt. Wenn der Druck zu groß wird, explodieren die Vulkane oder laufen aus. Dies hängt vom Widerstand des auf der Magmakammer liegenden Festgesteins ab und von möglichen Gasen, die in der Kammer entstehen können. Loses oder weiches Gestein wird kaum eine Explosion fördern, schwere oder sehr stabile Massen hingegen schon, denn sie müssen mit Gewalt aufgebrochen werden.
Die Orte an denen Vulkane am häufigsten entstehen können sind all jene, die Brüche in der Erdkruste erzeugen. Das sind Gegenden, wo Kontinental- oder Ozeanplatten aufeinander stoßen sowie auseinander driften. Zusätzlich existieren noch „Hotspots“; das sind besonders heiße Orte, welche die Kruste

nicht durch mechanische Kräfte öffnen, sondern sie aufschmelzen und weich machen.
Vulkane sind essentiell für die Entstehung von Kontinenten und Inseln, denn immerhin transportieren sie Unmengen an Erdmaterial an die Oberfläche. Es gibt nicht wenige Inseln, die ein einziger Vulkan sind. Ein gutes Beispiel dafür ist Hawaii, welches gleichzeitig ein Beispiel für Hotspots darstellt. Der gesamte Mittelatlantische Rücken besteht praktisch nur aus einer Kette von Unterseevulkanen.
Im Falle von erloschenen oder inaktiven Vulkanen zeigen sich Spuren vergangener Tage in Form von speziellen Gesteinen, die nur bei Vulkanausbrüchen entstehen können. Diese Gesteine, wie beispielsweise Porphyrit, Basalt oder Ryolith, werden unüberaschenderweise als Vulkanite bezeichnet. Sie sind feinkörnig, teilweise glasig und haben oft anderes Gestein mit eingeschlossen. Das geschieht, wenn die flüssige Lava bereits vorhandene Oberflächensteine einschließt und wieder abkühlt.
Vulkanausbrüche verlaufen sehr unterschiedlich. Ich möchte einige Varianten nur kurz erwähnen. Da gibt es Schlamm- und Schuttströme, pyroklastische Ströme (sehr heiße, flüssige, glühende Lava), leuchtende heiße Glutwolken, graue kühle Aschewolken, Ascheregen (welche im schlimmsten Fall einen ganzen Kontinent ersticken lassen können), schmelzende Gletscher (Gletscher können in kalten Regionen selbstverständlich direkt über Vulkanen liegen) und sogar Tsunamiwellen, welche durch unterseeische Vulkane ausgelöst werden können. Bei besonders starken Ausbrüchen können riesige, mehrere Meter große Gesteinsbrocken hunderte Kilometer weit geschleudert werden. Ganze Aschewolken können ebenfalls bis hoch in den Weltraum geschossen werden.
Vulkanausbrüche können die Erde aufgrund des sonnenverdunkelnden Staubs kurzfristig messbar abkühlen. Wenn sich der Staub nach einigen Jahren gelegt hat, tritt ironischerweise oftmals ein Erwärmungseffekt auf. Ausgestoßenes Kohlenstoffdioxid erwärmt als Treibhausgas die Atmosphäre. Gerade in den Anfangsjahren der Erdgeschichte, zu einer Zeit mit viel stärkeren vulkanischen Aktivitäten als heute, wurde das für die Photosynthese zwingend notwendige Kohlenstoffdioxid fast ausschließlich durch Vulkane geliefert. Außerdem war die Sonne vor Jahrmillionen viel leuchtschwächer als jetzt, somit konnten nur durch das Kohlenstoffdioxid lebensfreundliche Temperaturen vorherrschen.
Das Kohlenstoffdioxid selbst entsteht im Inneren durch chemische Reaktionen, welche durch die ungeheure Hitze von tausenden Grad in Gang gebracht werden. Dabei wird es aus Carbonatgesteinen gewonnen.
Kohlenstoffdioxid, kohlenstoffhaltige Gesteine, Phosphor, Schwefel, Kalium, Calcium und viele andere für das Leben bedeutsame Elemente, Mineralien und Stoffe wurden und werden einzig durch Vulkane in großen Mengen über die gesamte Erdoberfläche verbreitet. Vulkanismus ist somit für das Leben auf der Erde essentiell. In der Tat glaube ich, dass Vulkane in der Summe viel mehr Leben geschenkt als genommen haben.

Ally

Quellen:

http://www.vulkane.net/vulkanismus/vulkanologie.html
U. U. Frömming: *Naturkatastrophen - kulturelle Bedeutung und Verarbeitung*, 2006.
H.-U. Schmincke: *Vulkanismus*, 3. überarbeitete Auflage, 2010.
G. Simper: *Vulkanismus verstehen und erleben*, 2005.

Will unsere Zeit mich bestreiten,
ich lass es ruhig geschehen;
ich komme aus anderen Zeiten
und hoffe in andre zu gehen.
Franz Grillparzer

Alles ist auf dieser Welt vergänglich. Diese These scheint nicht schwer belegbar zu sein. Wir finden die Bestätigung überall, wenn wir nur unsere Augen öffnen. Die Sonne geht unter, ein neuer Tag beginnt, Menschen kommen und gehen wie die Jahreszeiten, ein Moment ist niemals wie ein anderer. Es gibt eine Vergangenheit und es gibt unsere Erinnerungen. Die Gegenwart ordnet sich in jedem Moment in diese beiden Dinge ein. Wir gelangen im Leben in jeder Sekunde zum ungewissen Ende desselben. Doch was geschieht, wenn wir diesen Punkt erreicht haben? Geht es dann für einen Teil von uns weiter? Aber vor allem, falls es darüber hinaus noch weitergeht, sehen wir eines Tages erneut das Licht einer neuen Welt, werden wir also wiedergeboren?

Über diese Fragen könnte man sich bestimmt jahrelang in komplexen Gedanken und Philosophien ergießen. Für einen Artikel in dieser Zeitung kann das allerdings nicht meine Zielsetzung sein. Vielmehr möchte ich beschreiben, wie es um die Reinkarnation im Allgemeinen steht, Beispiele aus verschiedenen Glaubensansichten schildern und euch anregen, wieder einmal euren eigenen Überlegungen nachzugehen. Am Ende dieses Artikels werden wahrscheinlich noch immer viele Fragen offen bleiben. Doch genau das beschreibt unser Thema; das Hinausgehen über ein vermeintliches Ende. Beginnen wir also mit unserer Reise durch Endlichkeit und Unendlichkeit.

Die Wiedergeburt

Vom Kreislauf der Seelen

Der Gedanke der unsterblichen Seele

Es mag durchaus plausibel sein, dass die Reinkarnation lediglich auf dem Wunsch nach Gewissheit und Sicherheit basiert. Schließlich geht es ja um die Frage, was genau passiert, wenn ein Lebewesen stirbt, also ein Bewusstsein erlischt. Diese Ungewissheit kann recht leicht Angst verursachen, was eine tief verwurzelte Eigenschaft des Menschen ist. Diese ist durchaus nützlich, sie kann uns beispielsweise vor Verletzungen oder Krankheiten schützen. Unbekanntes kann natürlich auch mit Neugierde betrachtet werden, aber eine gewisse Skepsis vor möglichen Gefahren schwingt doch meist mit. So wird es Vielen wahrscheinlich mit den Gedanken an ein Ende der Existenz gehen.

Seit Anbeginn der Menschheit hat es Versuche gegeben, die Welt und den Sinn unserer Existenz zu erfassen. Alles Erlebbare, für dessen Erklärung die materielle Ebene nicht genügte, musste also darüber hinaus erfahrbar sein und auch dort seine Ursachen haben. Daraus könnten Vorstellungen von Göttern, Geistern, Energien und vielen anderen Phänomenen entstanden sein, die gut und nachvollziehbar zur Erklärung dienten. Dieser Prozess ist nicht beendet. Auch heute geht es uns damit genauso wie in Vorzeiten. Selbst die Wissenschaft arbeitet mit Ideen und Theorien, um die Vorgänge in dieser Welt zu erfassen. Und die Glaubensvorstellungen jedes Einzelnen sind natürlich ebenso von einer ständigen Sinnsuche betroffen.

Dieser Exkurs dient nur als ein knapper Erklärungsversuch, wie der Glaube an die Wiedergeburt entstanden sein könnte. Unser Bewusstsein, unser Geist und unser Verstand sind nicht greifbar oder materiell. Auch wenn das Gehirn materiell ist, so ist es der Wissenschaft bis heute nicht gelungen, den Sitz der Seele zu lokalisieren. Und schon gar nicht erklärt die graue Masse in unseren Köpfen unsere Suche nach Unsterblichkeit. Anderenfalls wären wir nur biologische Maschinen, einen höheren Lebenssinn könnte es dadurch wahrscheinlich nicht geben. Die Reduzierung auf die materielle Ebene stellt das Dasein allen Lebens als reine Willkür hin, selbst das ganze Universum existierte dann völlig grundlos. Und letztlich dürfte es rein gar nichts geben, denn das wäre am einfachsten und wesentlich sinnvoller als es ein vergängliches Leben sein könnte. Da wir aber leben, muss es für mich mehr geben, als nur ein Dasein als biologisch-chemisches Konstrukt. Wenn ich all das berücksichtige, komme ich zu einem, mir logisch erscheinenden Schluss: Es gibt einen Teil in uns, der einen höheren Sinn haben muss. Und eben diesen Teil würde ich jetzt einfach mal Seele nennen. Für mich würde das heißen, alles Lebendige hat durchaus einen Lebenssinn und demnach auch eine Seele.

Wie aber verfährt man nun weiter? Dadurch, dass die Seele von Anfang an vorhanden ist, wird sie ja nicht einfach so entstehen und wieder verschwinden. Wenn man vielen religiösen Vorstellungen Glauben schenken mag, die diese Seele mitunter nur anders bezeichnen, so ist sie wahrscheinlich schon vor unserer materiellen Entstehung gegenwärtig. Mit der Entstehung eines neuen Lebens wird dem Körper eine Seele hinzugefügt. Dass diese Seele immer eine Neue ist, wird in vielen Kulturen als unwahrscheinlich angesehen, da ja Seelen beim Tod wieder aus der einst lebendigen Materie wandern. Warum sollte es auch immer wieder neue Seelen geben, wenn es einfacher ist, eine bereits existierende erneut einzusetzen? Der Tod ist für die Seele somit nur ein Übergang und sie wandert an einen Ort, wo sie entweder ewig verweilen, sich auflösen oder geläutert werden kann, um wieder zurück zu kommen. So könnte man behaupten, die Seele ist nicht zwangsläufig an ein Leben auf der Erde gebunden. Sie existiert unabhängig davon, ist also in diesem Sinne unsterblich. So absurd das auch beispielsweise für manche Atheisten klingen mag, aber ein wenig Glauben an einen Lebenssinn haben sie meist trotzdem.

Die wandernde Seele

Somit haben wir kurz und knapp die Seele als einen feinstofflichen Bestandteil von uns beschrieben, der immer wieder in ein neues Leben integriert werden kann. Da wir beseelt sind, werden wir aber nicht als identischer Mensch wiedergeboren, sondern lediglich unsere Seele kommt ins Leben zurück. Diese Vorstellung ist in vielen religiösen Ansichten verwurzelt. Wir finden sie beispielsweise im Hinduismus und des daraus hervorgekommenen Buddhismus wieder, aber natürlich auch in den meisten paganen und esoterischen Strömungen unserer Zeit. Selbstverständlich ist der Animismus nicht zu vergessen, dessen Anhänger davon ausgehen, dass sämtliche natürliche Materie beseelt ist.

Im Hinduismus glaubt man, dass die Seele eine Aufwärtsspirale durchwandert, bis sie sich letztlich im universellen Kosmos auf-

löst, welcher das Ziel der Seele und auch ihr Ursprung ist. Wiedergeburt kann erreicht werden, indem die inkarnierte Seele gute Taten vollbringt und sich somit für ein besseres Leben und ein höhergestelltes Lebewesen qualifiziert. Dieses „Pluskonto" ist gemeinhin als Karma bekannt. Schlechtes Karma allerdings, also üble Taten, kann dazu führen, dass man nicht aufsteigt, sondern in der Spirale absteigt. Diese Idee spiegelt ziemlich deutlich die Gesellschaftsstruktur des Hinduismus wieder, dessen Angehörige in Kasten leben. Dennoch ist das ein gutes Beispiel dafür, dass die Seele einen dem jetzigen Leben übergeordneten Zweck haben würde, sowie in gewissem Maße auch ein Gedächtnis. Und man könnte behaupten, dass die Seele auch den Wunsch nach irdischem Leben hat, um ihre Vervollkommnung und somit ihr Zuhause wieder zu erreichen. So scheint die Seele gleichermaßen im Materiellen wie im Ätherischen verwurzelt zu sein.

Diese Idee gibt es auch im Animismus, der seinen Ursprung vermutlich in den indigenen Kulturen der Vorzeit besitzt und heutzutage immer noch bei schamanisch arbeitenden Menschen und Gruppierungen angetroffen werden kann. Dort existieren die materielle Welt und die Welt der Geister und Ahnen synchron. Der Übergang zwischen den beiden ist fließend, somit nimmt die unsichtbare Welt permanenten Einfluss auf die sichtbare und umgekehrt. Der Animismus beschränkt sich allerdings nicht notwendigerweise auf eine Seele pro Lebewesen, sondern eher auf mindestens eine Seele. Bei schamanischen Arbeiten kann direkt mit einer Seele kommuniziert werden. Durch die Kommunikation mit den Seelen können Krankheiten kuriert werden, ohne dem Körper Medikamente einflößen zu müssen. Allerdings sind die meisten Glaubensansätze eher so gestrickt, dass die Seele nicht wirklich fest mit dem Körper verbunden ist, sondern eher aus sich selbst heraus beim Körper bleibt. Anders wäre es nicht zu erklären, dass die Seele, beziehungsweise Seelenanteile auch einmal flüchten können, was große Probleme für die nunmehr unbeseelte lebende Hülle birgt.
Die Verstorbenen weilen in einem solchen Glaubenskonstrukt weiterhin unter den Lebenden, die Seelen sind also noch immer präsent. Sie werden durch den Ahnenkult weiter mit Energie versorgt und schützen dafür den Gedenkenden vor schlechten Einflüssen oder üblen Geistwesen. Oftmals erteilen sie sogar Rat bei Entscheidungen und ebnen den Weg für Glück, Wohlstand, Gesundheit oder Nachwuchs. Die Wiedergeburt an sich wäre durchaus möglich und denkbar, aber vermutlich ist sie dort selten zu finden. Wahrscheinlich ist es, dass eine Wiedergeburt eines bestimmten Vorfahren als ein Omen für ein großes Ereignis gedeutet werden könnte, sei es nun positiver oder negativer Natur. Leider habe ich kein eindeutiges Beispiel einer solchen Begebenheit finden können, aber denkbar wäre es allemal.

Die antiken Ansichten

In den antiken Glaubensvorstellungen wird der Gedanke an eine Wiedergeburt eher von Philosophen vertreten, als dass diese Vorstellung im Volk verankert gewesen wäre. Ein namhaftes Beispiel ist Empedokles, der sich im fünften Jahrhundert vor unserer Zeit die Seelenwanderung als eine Art von Bestrafung für die Gräueltaten der vorherigen Leben vorstellte. Hier würde die Seele nicht nach dem Tod in der Unterwelt verweilen, sondern ein oder mehrere Leben durchwandern müssen, um zu büßen. Weiterhin geht Empedokles davon aus, dass die Seele einst ein gottähnlicher Geist gewesen ist, der durch eine Fehltat ins irdische Leben verbannt wurde. Letztlich beschreibt er in seinen Fragmenten eine ähnliche Aufwärtsspirale wie in der hinduistischen Vorstellung. Am Ende der Inkarnationen steht also der erneute Aufstieg zur Erlösung und damit auch in die Götterwelt.

Wir finden schon in den Überlieferungen der Orphiker eine Seelenlehre, auf die sich Empedokles wahrscheinlich berief. Sie beschrieb, dass die Seele eigentlich nicht dafür gemacht wurde, um in einem Menschen zu wohnen, da dies nicht ihrem natürlichen Zustand entspräche. Vielmehr wurde der Mensch für die Seelen geschaffen, deren Inkarnationen als eine Art von Prüfung der Götter ersonnen wurde. Der Kreislauf zwischen Leben, Tod und Reinkarnation wurde solange fortgeführt, bis ein Erlösungsweg gefunden war. Die Seele würde dann nach dem Tod des Körpers wieder in die gottähnliche Daseinsform aufstreben und in Glückseligkeit verweilen.

In der römischen Antike fand der Reinkarnationsgedanke hauptsächlich durch die Schriften von Platon Einzug. Dieser griff die empedoklische Lehre auf und ergänzte sie mit seinen Überlegungen, dass die Seele eine Ebene der niederen Beweggründe hätte und sich somit nach materiellem Leben sehnte. Diese Überlegung stellte wahrscheinlich eine der wenigen dar, in der sich die Seele teilweise absichtlich für ein vergängliches Leben entschied. Weiterhin meinte Platon, dass die Seele nur aus dem irdischen Dasein emporsteigen könnte, wenn man diese niederen Begierden in höhere und edle Tugenden verwandle.

Die westlichen Heiden

Der Glaube an eine mögliche Wiedergeburt findet sich auch bei den Kelten wieder, obwohl man sich dabei leider hauptsächlich auf die Schriften der Römer stützen muss. Diodorius ist einer dieser alten Schriftsteller. Er veranschaulichte, dass die Kelten nach einigen Jahren des Verweilens im Totenreich wieder ins Leben treten würden. Dadurch erklärte man sich die kaum vorhandene Todesangst dieses Volkes, welches sich als harter und erbarmungsloser Gegner für die Römer erwies. Einen Glauben an die Seelenwanderung bestätigte auch das Werk *Commentarii de Bello Gallico* von Gaius Iulius Caesar. Heute gehen wir davon aus, dass für die Kelten ein ewiger Kreislauf existierte. Eine Unterscheidung zwischen der irdischen Welt und den Anderswelten gab es vermutlich nicht, alles war im universellen Kreislauf eingebunden. Die Übergänge sind diesen Ansichten nach fließend und miteinander untrennbar verwoben, ähnlich den schamanischen Ansätzen.
Der Weg, den die unsterbliche Seele der Kelten ging, ist nicht von Leid geprägt oder von den Taten des vorherigen Lebens abhängig.
Vielmehr wurde die Verantwortung für die Taten im irdischen Leben übernommen, wenn man den Theorien des Autors Jean Markale glauben mag.
Der Kessel, der als Motiv in keltischen Mythen und Sagen immer mal wieder auftaucht, wird gelegentlich auch in Verbindung mit der Wiedergeburt gebracht. Jedoch ist diese Analogie mehr eine Schlussfolgerung, da der Kessel eher eine Art von Unendlichkeit und Fülle symbolisierte, ähnlich dem Motiv des unerschöpflichen Füllhorns. Doch diente er auch als Gefäß für Zaubertränke, die Wandlungen verursachen konnten. Letztlich weiß man faktisch einfach zu wenig über das Keltentum, als dass ich noch genauer darauf eingehen könnte.

Im altgermanischen Glauben findet man spärliche bis kaum nachvollziehbare Überlegungen für einen Reinkarnationsglauben. Einerseits wird die Möglichkeit des Glaubens an Wiedergeburt auf die Überlegung gestützt, dass es einen kulturellen Austausch mit den keltischen Stämmen gegeben hat. Andererseits findet sich ein kleiner Satz in der Lieder-Edda, welcher oft herangezogen wird, um solch eine These zu belegen. Im letzten Satz des *Helgakvidha Hjörvardhsso-*

nar, dem Lied von Helgi, dem Sohne Hiörwards steht:
„Von Helgi und Swawa wird gesagt, daß sie wiedergeboren wären.“[1]
Ob die Germanen tatsächlich an Wiedergeburt glaubten, wissen wir dennoch nicht, denn selbst die älteste Niederschrift der Edda war christlichen Einflüssen ausgesetzt. Allerdings glaubten die Christen im 13. Jahrhundert, als die Edda entstand, auch nicht Wiedergeburt. Es gibt jedoch noch eine weitere Stelle in der Edda, welche auf die Möglichkeit der Reinkarnation verweist:
„Da kam zuerst Krieg in die Welt,
als Götter Gullweig mit Geren stießen
und in Heervaters Halle brannten,
dreimal brannten die dreimal geborne.“[2]

Häufiger als konkrete Hinweise auf Wiedergeburt finden wir, dass die Seele nach dem Tod des Menschen in eines der Totenreiche eintritt und dort verweilt.

Die christlichen und jüdischen Glaubenswelten beinhalteten vermutlich in ihren Anfängen ebenfalls eine Reinkarnationslehre, aber sie seien hier nur am Rande erwähnt. Später, bei der Entwicklung von kabbalistischen Lehren im Mittelalter, fand der Gedanke der Wiedergeburt erneut Einzug ins Judentum. Hingegen vertritt die christliche Kirche heute die Meinung, dass es keine Wiedergeburt gebe, wohl aber eine unsterbliche Seele, die zum Jüngsten Gericht die Möglichkeit auf das ewige Himmelreich habe.

Die Reinkarnation ins Jetzt

Lange genug haben wir die Vergangenheit beleuchtet, sodass es nun Zeit wird, uns bei uns selbst umzuschauen. Auch wenn viele der einstigen Vorstellungen durchaus relevant für einige heutige Ansichten sind, so leben wir doch in einer anderen Zeit. Die Menschheit durchlebte viele Epochen, wie das Mittelalter, in welchem der Gedanke der Wiedergeburt fast gänzlich aus Europa verschwand. Dann hatten wir im 17. Jahrhundert eine Renaissance dieser Idee, wenn sie sich auch nicht weitläufig durchsetzte. Im 19 Jahrhundert gab es durch berühmte Schriftsteller wie Heinrich Heine oder Philosophen wie Arthur Schopenhauer schon eher einflussreiche Vertreter, die sich dieser alten Theorie annahmen. Die Theosophen unternahmen den Versuch, ihre christliche Mystik mit der buddhistisch-hinduistischen Reinkarnationslehre zu vereinen, wie es Helena Petrovna Blavatsky bewerkstelligte. Die Anthroposophen unter Rudolf Steiner führten diesen Gedanken fort und versuchten die Ansätze Blavatskys weiterzuführen.

Nun sind wir in der Neuzeit, im Hier und Jetzt angelangt. Viel hat sich letztlich nicht geändert, außer dass wir uns sehr frei entscheiden dürfen, woran wir glauben möchten. Natürlich gibt es nach wie vor Religionen mit ihren Dogmen, die auch den Glauben an einer Seele und der Wiedergeburt thematisieren. Und es gibt auch neopagane Strömungen und junge Glaubensrichtungen, die auf den Überlieferungen und Schlussfolgerungen älterer Kulturen und Traditionen beruhen. Der Animismus ist in Deutschland seit ein paar Jahrzehnten wieder deutlich präsent. Einige neodruidische Gemeinschaften, wie auch einige neogermanische Traditionen, lassen ihre Vorstellungen an Seelenwanderungen eher eklektisch in ihre Praxis einfließen.

Wie immer fühle ich mich dazu verleitet, den Bereich des ebenso neopaganen Wicca näher zu beleuchten. Denn mal abgesehen von meinem Glauben finden wir darin traditionelles Textgut vor, welches seit der Gründung weitergegeben wird, mal mehr oder weniger vollständig, verändert oder erweitert. Doch die grundlegenden Texte, die wir im Book of Shadows von Gerald Gardner lesen können, sind normalerweise immer das Fundament. Hier finden wir die Prosa-Charge, die in etwa um 1957 von Doreen Valiente neu verfasst wurde, in welcher steht:
„Upon Earth I give the knowledge of the Spirit Eternal, and beyond death I give peace and freedom, and reunion with those who have gone before. (…)”
Dieser Text beschreibt das Motiv eines Wiedersehens mit den bereits verstorbenen Seelen, die hinter der materiellen Welt auf einen warten würden. Somit gibt es in der Wicca-Tradition sowohl eine unsterbliche Seele, wie auch eine Welt, in die sich diese Seele nach dem Tod begibt, um Erholung vom vorherigen Leben zu finden.
Die Wiedergeburt findet sich mehr als deutlich in der Verse-Charge um 1961 wieder, in der die Göttin sagt:
„I teach the mystery of rebirth (…)”

Solche klaren Belege finden sich viele, doch für wichtiger halte ich es, sich an dieser Stelle zu fragen, was die Annahme der Reinkarnation für einen selbst bedeuten würde. Da die Wiedergeburt explizit als Mysterium beschrieben wird, ist die Frage, welche verborgenen Inhalte es noch zu ergründen gäbe.

Es ist etwas kompliziert, die genauen Ansichten über das Totenreich und die Wiedergeburt im Wicca darzulegen, wie wahrscheinlich bei jeder anderen lebendigen Glaubensrichtung auch. Die Vorstellungen sind von Mitglied zu Mitglied sehr individuell. Es gibt keine Dogmen, die Vorgaben leisten. Tatsächlich existiert nicht einmal ein Dogma für die Existenz von Wiedergeburt.

Meine persönliche Vorstellung ähnelt der keltischen, nämlich dass der Tod und das Eintreten in die andere Welt nur ein Übergang sind, eine weitere Etappe auf einem endlosen Weg. Die Dauer ist ungewiss, ebenso wie es die Zukunft ist**.** Alles ist im Werden begriffen, es kann keinen absoluten Stillstand geben, denn alles ist miteinander verbunden. Somit ist für mich das Leben ein Übergang in den Tod. Der Tod aber ist ein weiterer Übergang ins Leben oder zu den Reichen jenseits unserer irdischen Vorstellungskraft. Niemand weiß letztendlich genau, was sich noch auf dem Weg befindet. Darin liegt wohl auch eine Erkenntnis, nämlich die, dass es keine zwei Vorstellungen gibt, die exakt gleich sind. Ebenso wenig kann kein Mensch beurteilen, welche Ansichten zu diesem Thema richtig oder falsch sind.
Was ist die Aufgabe unserer Seele, die in dieser Welt verhaftet ist und mit unserem Körper hier wandelt? Die eine Aufgabe, die absolute Wahrheit wird es vermutlich nicht geben.

Nun, da ich am Ende meines Artikels angekommen bin, würde ich mir wünschen, dass ihr etwas aus diesem ganzen Darstellungen nehmen konntet. Findet eure eigenen Vorstellungen, falls ihr sie noch nicht gefunden habt. Findet eure Antworten, wenn ihr noch nicht mit euren Antworten zufrieden seid. Findet euren Weg, gleichgültig wohin ihr nach eurem Tod gelangt oder ob ihr ein weiteres Leben erfahren wollt. Eines ist doch gewiss, wir werden alle irgendwann einmal sterben, zumindest körperlich. Somit wünsche ich euch ganz viel Glück und eine Fülle an Freude und schönen Momenten auf euren Wegen.

Fynn

[1] 2. Lied der Heldensagen aus der „Älteren Edda“, Übersetzung von K. J. Simrock, 1851
[2] Die Edda, Felix Genzmer, 1941, S. 35.

Nichts wäre besser um einen Bericht über den Hasen zu beginnen, als eine gruselige Begebenheit zu berichten: Ein Bauer schlief tief, als ihn ein nächtliches Rumpeln und Scharren im Garten weckte. Bewaffnet mit einem Knüppel lugte er zur Tür hinaus, konnte aber keinen Eindringling ausmachen. Schwarz lag der Boden unter dem tiefblauen Nachthimmel. Der Mond schien gleißend hell. Kaum hat er einige Schritte in den vermeintlich leeren Garten getan, wuchs aus der Schwärze zu seinen Füßen plötzlich eine große und dunkle Gestalt empor. Unser Landwirt konnte gerade noch die großen, leuchtenden Katzenaugen erkennen, ehe sich das Gespenst in rasendem Tempo davonmachte. Wie Kohlen hatten die Augen in der Finsternis geglüht. Hinter dem fliehenden Eindringling blitzte in der Dunkelheit die Lampe auf, die er dabei hatte. Voller Furcht stürzte der Bauer ins Haus zurück. Er war einem Hexenhasen begegnet.

Der Erscheinung eines Hasen kann etwas Unheimliches anhaften, besonders wenn man ihm bei Nacht und Nebel begegnet. Das althochdeutsche Wort *haso* bedeutet „Grauer“. Dieser Deckname bezieht sich nicht nur auf die Farbe des Tieres, sondern vor allem auf seine Unscheinbarkeit, Unfassbarkeit und seine Verbergungskünste. Der Hase ist ein Meister der Täuschung und ein großer Zauberkünstler.

Ein Zauberer unserer Breiten

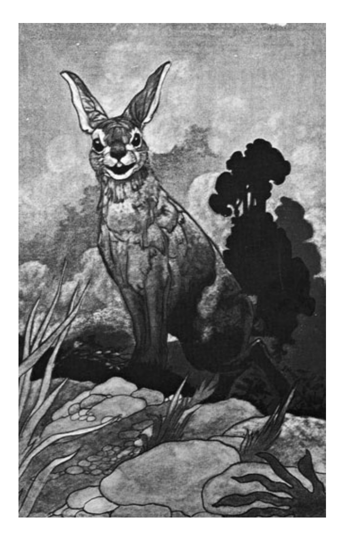
Der Hase unserer Märchen und Lieder ist der Feldhase, eine von nur zwei in Europa beheimateten Hasenarten. Feldhasen sind von stattlicher Erscheinung, vermögen sich aber gut zu tarnen. Durch ihr graubraun gesprenkeltes Rückenfell verschmelzen sie mit Äckern und Wiesen zu einer Einheit. Ihre Unterseite ist hingegen strahlend weiß. Oft werden Hasen mit Kaninchen verwechselt oder beide werden gar für ein und dieselbe

Tiere im Mythos

Der Hase

Art gehalten. Damit tut man ihnen Unrecht, denn beide Wesen können sich nicht ausstehen und fechten harte Revierkämpfe aus. Kaninchen leben in Gruppen unter der Erde, während der Hase keine Baue gräbt und Einzelgänger ist. Er meidet den Wald und bevorzugt stattdessen das offene Acker- und Grasland. Deshalb ist er ein Kulturfolger und hält sich gern in der Nähe der Menschen auf. Aktiv ist er allerdings vor allem nachts und in Zeiten der Dämmerung, weshalb man ihn selten zu Gesicht bekommt. Wenn doch, so zieht er uns mit seinen weit aufgerissenen, gelben Katzenaugen sofort in seinen Bann. „In der Grube“ sitzt das „Häschen“ nur tagsüber, wenn es sich in seine sogenannte Sasse drückt und alle Spaziergänge meidet.
In der Paarungszeit, vor allem im Frühling, bleibt davon nicht viel übrig. Nun kommen die Hasen auch am Tage nach draußen. Die Männchen führen in dieser Zeit wilde „Tänze“ auf, bei denen es sich eher um Boxkämpfe handelt. Mit ihren sehnigen, matt glänzenden Körpern teilen sie heftige Knüffe und Püffe aus und zeigen athletische Choreografien. Emsig arbeiten die Muskelstränge unter dem graubraunen Fell. Der wilde „Märzhase“ war schon in der Antike ein Symbol für das erwachende Leben und die Fruchtbarkeit des Frühjahrs.

Insbesondere ältere Hasen sind für ihre List bekannt; sie können Verfolger ohne Probleme täuschen und ihnen so geschickt entkommen. Ist ein Hase in Gefahr, so ergreift er erst im allerletzten Moment die Flucht und setzt eher darauf, sich ruhig zu verhalten und tot zu stellen. Hetzt er doch los, dann mit einer solchen Geschwindigkeit, dass der „Angsthase“ zum Synonym für alle wurde, die sich schnell aus der Affäre ziehen wollen. Zu sehen ist von ihm nun oft nur noch sein rasend schnell wippender, schlohweißer Schwanz, die Lampe. Andererseits gilt er aber auch als mutiges Tier, da er bei Kämpfen mit Artgenossen oder Kaninchen nicht zimperlich ist.



Hase im Mondlicht,
Charles Robinson (1870-1937)

Seinen Spitznamen *Lampe* verdankt der Hase übrigens nicht nur seinem Schwanz, sondern auch seinem alten Fabelnamen: *Lamprecht*, „der Landbekannte“.
Da der Hase gut schmeckt und sich sehr schnell vermehrt, war er spätestens seit dem Mittelalter eines der beliebtesten Jagdtiere in Europa. Davon zeugen noch heute zahlreiche Lieder und Geschichten, die immer ähnlich ablaufen: Ein Jäger erschießt scheinbar einen Hasen, nur um festzustellen, dass er zum Narren gehalten wurde und das Tier sich davongemacht hat. Nicht immer geht es so lustig zu, denn der Hase wird auch heute noch intensiv bejagt, obwohl er auf der Roten Liste steht. Schon immer wusste er sich zu wehren: Langohren sind als rasende Begleiter im wilden Heer dabei. Sie ziehen gespenstische Kutschen und erschrecken Sonntagsjäger. Grausame und zwielichtige Waidmänner müssen nach ihrem Tod in Hasengestalt umgehen.
Typisch für die Begegnung mit einem Gespensterhasen ist folgender Bericht: Ein dreibeiniger Hase wird von einem Mann gefangen und in den Sack gesteckt. Plötzlich wird das Tier von einer Geisterstimme gerufen, worauf es aus dem Sack antwortet. Der zu Tode erschrockene Mann lässt den Sack fallen und läuft davon.

Hexenhasen

Wegen seiner Nachtaktivität, seinem skurrilen Aussehen und starkem Fortpflanzungstrieb galt der Hase in Antike und Mittelalter als zaubermächtiges, dämonisches Wesen. Er war als Attribut der Diana und der Aphrodite, den Satyrn und Mänaden zugeordnet. Hasenopfer spielten im Kult der Aphrodite, aber auch in den griechischen und römischen Bacchanalien eine Rolle. Die im März stattfindenden Vegetationsfeste fallen mit der bevorzugten Paarungszeit der Hasen zusammen, weshalb sie als Fruchtbarkeitsopfer Verwendung fanden. Hasenfleisch galt als Aphrodisiakum, vor allem der Schwanz und die Pfoten wurden für Liebeszauber verwendet; sein Blut galt als potenzsteigernd.

Da der Hase ein Begleiter der Geburtshelferin Diana war, glaubte man Schwangeren die Geburt dadurch erleichtern zu können, dass

man ihnen Hasenfelle auf den Bauch legte. Diana galt im Mittelalter als Herrin der Hexen, wodurch der Hase zu seinem Ruf als Hexentier gekommen sein könnte. Die Zauberkundigen sollen sich mit Hasenfett eingerieben haben, um sich in die Tiere zu verwandeln. In dieser Gestalt begaben sie sich zu nächtlichen Zusammenkünften, führten Tänze im Mondschein auf und gaben sich zahlreichen hemmungslosen Vergnügungen hin. Zu erkennen waren sie angeblich an Verbrennungen, Muttermalen oder Warzen in der Form einer Hasenpfote.
Die Hexenhasen verraten sich aber auch durch ihr Benehmen. Sie sprechen unter Umständen, halten Jäger und andere Leute zum Besten, führen sie in die Irre, wandern in großen Zügen, fassen sich bei den Pfoten und führen Rundtänze auf. Bei gespenstischen Hasen muss es sich jedoch nicht immer um verzauberte Hexen handeln; diese können die Tiere auch einfach als ihre Sendboten einsetzen.

Da Hexen Wetter machen können, können es die Hexenhasen natürlich auch. Steigt Nebel aus Wäldern und Wiesen auf, so heißt es, dass die Hasen rauchen, waschen oder Suppe kochen. Das Hantieren in der Hasenküche kann ganze Täler unter dicken Schleiern verschwinden lassen. Der Zusammenhang ist gut beobachtet, denn im morgendlichen Dunst fühlen sich die dämmerungsaktiven Tiere besonders wohl. Er passt zu ihrem eigenen nebulösen und unfassbaren Charakter. Doch nicht nur Nebel, sondern auch Wind können sie erzeugen. Das tun sie, indem sie umherspringen und die Luft verwirbeln. Sie sind dabei so schnell, dass man sie nicht erkennen kann.

Zuweilen verrät sich der dämonische Hexenhase auch durch seine Dreibeinigkeit oder durch eine besonders auffallende Färbung, wie weiß, schwarz oder feurig rot. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass wir auf verschiedenen, weit auseinander liegenden Sprachgebieten (baskisch, schottisch, italienisch) für Tiere, die in Beziehungen zu Hexen stehen, die Bezeichnung „Hasenamme“, „Hasenmutter“ oder „Hasenwärterin“ finden. Bei diesen Bezeichnungen wird „Hase“ als Synonym für „Hexe“ verwendet. Als männliches Gegenstück gilt der „Nachthase“ oder „Hasengreifer“. Schießt ein Jäger auf einen Hexenhasen, so trägt auch die Hexe die Verletzung davon, wie mehrere Geschichten berichten. Selten verläuft das Zusammentreffen zwischen den Beiden unblutig, so zum Beispiel in der Geschichte über einen Waidmann, der auf ein Langohr anlegt und zu seinem Schrecken sehen muss, wie sich das Tier plötzlich in eine Frau im roten Rock verwandelt.

Fruchtbringende Kobolde

Das große Tier, welches im Korn sitzt und sich schwer fangen lässt, kam schon früh in den Ruf, ein Vegetationsgeist zu sein. Der Hase verkörperte die dem Getreide innewohnende Kraft, weshalb man ihn während der Ernte mit kleinen Segenssprüchen bedachte. Zum Beispiel wünschte man dem Hasen, dass er nun gut ruhen solle.
Da Hasen in der Paarungszeit ein besonderes Verhalten an den Tag legen, kursierte die Vorstellung, dass es sich bei den herumtollenden „Märzhasen“ um besondere Tiere handelt. Sie galten als Helfer der Waldfrau oder Hasenmutter, bei welcher sie überwinterten. Im Frühling tanzen und springen sie vor überschäumender Lebensfreude und zeigen kaum Scheu vor den Menschen, weshalb man sie einst für Kobolde hielt. Bis heute hält sich die Redewendung, dass jemand „verrückt, wie ein Märzhase“ ist. Die hasengestaltigen Kobolde galten als freundlich und hilfsbereit. Sie warnen vor Gefahr und wecken Menschen, die zur falschen Zeit schlafen, sie weisen Wanderern den Weg und verrichten Webarbeiten. Auf den Plätzen, auf

denen sich die Hasen zum Tanzen einfinden, soll das Gras besonders gut sprießen. Im schweizerischen Aaretal, welches als Hasenparadies galt, gab es folgenden Frühjahrsbrauch: Die Jäger versammelten sich morgens im örtlichen Gasthaus und wanderten nach einem Umtrunk zu den Plätzen, an denen die Hasen herum zu springen pflegten. Dabei galt es als Sünde und sollte in der folgenden Jagdsaison großes Unglück bringen, wenn man diesen ersten Liebesrausch mit Waffenknallen störte. Dieser Brauch galt für die Jäger als eine Art Begrüßung des Frühlings.
Die ihnen innewohnende Lebenskraft konnte den Märzhasen allerdings auch zum Verhängnis werden. Da man sich von ihrem Fleisch Heilung erhoffte, fand es vielfältige Anwendung in der Volksmedizin. Viele dieser Rezepte haben sich von der Antike bis ins 20. Jahrhundert hinein kaum verändert. Unter anderem sollte Hasenhirn gegen Epilepsie helfen.

Spannend ist, dass man sich einen hilfreichen Hasengeist auch selbst erschaffen kann. Belebt man an einem Donnerstag eine hasengestaltige Alraune, so erhält man einen dienstbaren Hasengeist, der seinem Herrn verschiedene Dinge ins Haus zu bringen vermag. Ich nehme an, dass man ihn wie einen der üblichen Alraungeister belebt, also mit Blut und Milch. In Skandinavien sind diese Geister unter dem Namen „Milchhasen“ oder „Butterbringer“ bekannt, da sie die Milch fremder Kühe stehlen sollen.

Der Hase als düsteres und freudiges Vorzeichen

Taucht ein Hase als Vorzeichen oder Omen auf, so ist oft nichts Gutes davon zu erwarten. In kalten Regionen steht der weiße Hase für Schnee und galt als Wettermacher. Man glaubte, er könne eisige Stürme heraufbeschwören. In den Alpenregionen Norditaliens berichtete man von einem weißen Hasen, der wie ein kleines Kind schreit und demjenigen den Tod bringt, vor dessen Haus er erscheint. Alternativ kann uns auch ein schwarzer Hase als Todesbote begegnen. Besonders in Österreich kursieren die verschiedensten Versionen der folgenden Geschichte: Einige Kinder oder leichtsinnige Jugendliche beschließen „Erhängen“ zu spielen. Der Auserwählte benutzt einen besonders festen Strohhalm und meint noch zu den anderen, dass sie ihn ja schnell abschneiden mögen, wenn es wirklich gefährlich werden sollte. Kaum hat man begonnen, erscheint ein schwarzer Hase und alle Anwesenden versuchen das Tier zu fangen. Als sie von der erfolglosen Jagd zurückkehren, müssen sie feststellen, dass ihr Kamerad tot ist.
Feuersbrünste werden durch den Feuerhasen angekündigt, einen rasch durch die Ortschaft rennenden Hasen, aus dessen Nüstern Funken schlagen. Dass die Begegnung mit einem Hasen Unglück, Krankheit oder gar den Tod verheißt, ist ein weit verbreiteter Aberglaube, der uns in großen Teilen Europas und Asiens begegnet. Als Abwehrmittel gegen solch unliebsame Begegnungen galt das Ausspucken. Man spuckte in die Richtung des Tieres, drehte sich dreimal um oder ging drei Schritte zurück.

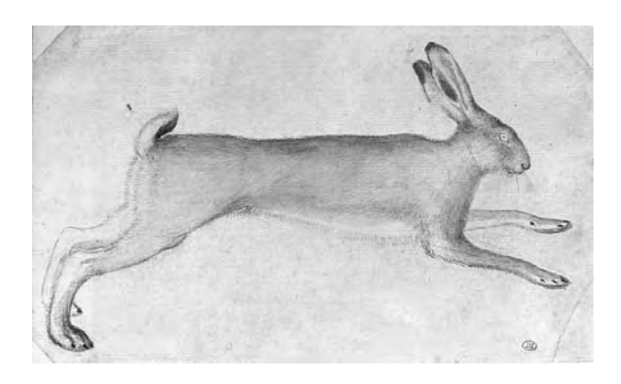
Ehe man zu drakonischen Mitteln greift, sollte man allerdings beachten, aus welcher Richtung der Hase erscheint. Gerade im deutschsprachigen Raum entscheidet die Richtung, in welcher ein Langohr den Weg kreuzt, ob es Glück oder Unglück verheißt.
Kommt es von links und hoppelt nach rechts, steht Glück ins Haus, bewegt es sich umgekehrt, ist es ein ungutes Zeichen. Diese Deutung begegnet uns auch bei anderen magischen Tieren, zum Beispiel bei der schwarzen Katze. Links gilt als schlecht, die Linke ist die schlechte Hand. Was sich nach links bewegt, kann also Unheil auslösen. Ein Hase von vorn bringt Neuigkeiten. Wollen wir je-

manden besuchen und begegnen unterwegs Meister Lampe, so wird uns ein freudiger Empfang bereitet werden. Haben wir den Weg verloren und begegnen einem Hasen, so finden wir angeblich bald wieder zurück.

Hasen in der Unterwelt, Hasen auf dem Mond

Im antiken Ägypten galt der Hase als heiliges Tier und als Inkarnation der Göttin Unut. Diese verkörperte das Auge des Re und wurde daher mit dem wachsamen Hasen gleichgesetzt. Als Himmelsrichtung war ihr der Westen zugeordnet, wie es beim Mondtier Hase auch nicht anders zu erwarten wäre. Zugleich wurde Meister Lampe aber auch mit Osiris in Verbindung gebracht, welcher zunächst ein Korn- und Fruchtbarkeitsgott war und nach seiner Auferstehung zum Herrscher über die Unterwelt wurde. Dort unten begegnet der Verstorbene mitunter schrecklichen, mit langen Messern bewaffneten Hasen, deren Köpfe auf Löwenleibern sitzen. Hasenköpfige Gestalten erscheinen hingegen auch als Beschützer und Führer der Toten. Obwohl es Hasenamulette gab, hat der Hase in Ägypten seine kultische Bedeutung früh verloren. Aufgrund der Glyphe und der Aussage des Schriftstellers Plutarch kann man davon ausgehen, dass der Hase vor allem für seine Wachsamkeit und Schnelligkeit geschätzt wurde.

Auch in anderen Kulturen spielt der Hase eine wichtige Rolle und immer steht er dabei mit dem Mond in Verbindung. In China heißt es, eine Häsin lebe mit Mörser und Stößel im Mond und mixe das Elixier der Unsterblichkeit. Damit sorge sie dafür, dass sich der Mond ständig erneuert, also in Phasen verschwindet und wiedergeboren wird. Sie hütet die wilden Tiere und somit die Triebkräfte der Natur und war die symbolische Gattin des Kaisers. In der buddhistischen Erzähltradition gibt es dazu eine anrührende Geschichte: Mehrere Tiere, unter ihnen der Hase, beschlossen ein gutes Werk zu tun. Um einen alten Bettler zu speisen, trugen sie allerhand Nahrung zusammen, ein jedes Tier nach seinem Vermögen. Als der Hase erkannte, dass das von ihm gesammelte Gras dem alten Mann nichts nützt, warf er sich selbst in dessen Herdfeuer. Der Bettler war so gerührt vom Opfer des Hasen, dass er ihn wiederbelebte und zur Erinnerung an seine Tat das Bild eines Hasen am Mond befestigte. In Wahrheit war der alte Mann ein mächtiger Gott und hatte die Tiere getestet.



Fernab von China, in Mittelamerika begegnet uns interessanterweise eine ganz ähnliche Geschichte. Als der große Regengott Quetzalcoatl einst über die Erde wanderte und zu verhungern drohte, bot eine daherkommender Häsin an, sich für ihn ins Feuer zu werfen. Beeindruckt von der Güte des Tieres, hob der geflügelte Quetzalcoatl sie zum Mond empor, wo ihr Abdruck zurückblieb. Der Mond selbst sei übrigens laut aztekischem Schöpfungsmythos einst der Gott Tecciztecatl gewesen. Als die Versammlung der Götter auf der Hochebene Mexikos die Erschaffung der Welt beschlossen hatte, wählten sie zwei unter sich aus, die sich für diese Schöpfung opfern sollten. Beide sollten sich verbrennen lassen, um anschließend als Sonnen wiedergeboren zu werden. Während der ärmliche Gott Nanahuatzin nicht zögerte sich in Flammen zu werfen, tat sich der reiche und hochmütige Tecciztecatl schwer damit. Als nach mehreren Anläufen schließlich auch er zur Sonne geworden war, mochten die Götter zwei Sonnen jedoch nicht dulden. Zum Ausdruck seiner Schmach, wurde Tecciztecatl mit dem Zeichen des Hasen versehen, was seine Strahlkraft erheblich minderte. So war Nanahuatzin zur Sonne geworden und sein Mitstreiter zum Mond. Das Hasensymbol ist an dieser Stelle vielseitig interpretierbar. Wurde der Gott zum „Angsthasen“ gestempelt oder sollte er mit dem Zeichen des mutigen Hasen, der sich für Quetzalcoatl bereitwillig verbrennen wollte, beschämt werden?

Eine in ganz Afrika verbreitete Erzählung macht den Hasen zum Sendboten der Mondgöttin. In ihrem Auftrag sollte er den Menschen die Unsterblichkeit bringen, damit diese sich ständig erneuern könnten, wie auch die Mondin es tut. Der Hase allerdings war ein alter Halunke und beschloss den Menschen stattdessen lieber die Sterblichkeit zu senden. Als die Göttin den Streich ihres Boten bemerkte, geriet sie in solche Wut, dass sie ihm mit einem Stock die Lippe entzweischlug. Seitdem trägt der Hase die Hasenscharte.
In den Zeiten als zahllose Bewohner Westafrikas als Sklaven nach Übersee verschleppt wurden, gelangten auch die Geschichten vom verschlagenen Hasen nach Amerika. Dort vermischte er sich mit dem großen Hasengeist der Cherokee, dem Manabozho, zum *Brother Rabbit*. Diese Tricksterfigur steht außerhalb jedes Gesetzes und man kann nicht sagen, ob sie ein Held oder doch eher ein Bösewicht ist. Dabei kommt es allein auf den Standpunkt an. Für die schwarzen Sklaven der amerikanischen Südstaaten war *Brother Rabbit* ein Held. Er erkennt keine Autorität an und hält dummdreist Plantagenbesitzer und Beamte zum Narren. Müßig versucht er seinen Tag zu verbringen und mogelt sich auf alle möglichen und unmöglichen Arten durchs Leben.

Noch einmal der große Zauberer

Der Hase ist ein mächtiges und wandlungsfähiges Tier. Der flüchtende „Angsthase“ wirkt beinahe unverwundbar und mit Stärke und Macht ist ihm nicht beizukommen. Wie der Mond, so scheint auch der Hase ständig wieder aufzuerstehen. Er weiß um die Kreisläufe allen Lebens und geht daher angstfrei in den Tod. Er ist ein Tier der Übergänge und der Nacht und ist dem Menschen dennoch stets nahe. Sein Erscheinen kann für Hoffnung und Glück stehen, aber auch für Tod und Verderben. Er ist eine Kreatur, die gibt und nimmt, wie auch die wilden Kräfte des Lebens geben und nehmen. Ist er unser spiritueller Begleiter, so hilft er uns, unseren Ängsten ins Gesicht zu schauen und sie zu wandeln. Der Hase ist in der Tat der „Graue“, der große Zauberer unserer Heimat.

Charon

Quellen

R. Abrahams: *African Folktales*, 1983.
L. R. Banks: *The Magic Hare*, 1994.
S. Golowin: *Drache, Einhorn, Osterhase und anderes phantastisches Getier*, 1994.
A. Kämpfer: *Tierboten. Was uns Begegnungen mit Tieren sagen. Mythologie, Spiritualität, Träume*, 2005. S 357-362.
Popol Vuh. *Die heilige Schrift der Maya*, 2004.
Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Bd. 14, 1999.
C. Zerling / W. Bauer: *Lexikon der Tiersymbolik: Mythologie, Religion, Psychologie*, 2003. S. 127-130.

Pflanzen am Wegesrand

Der Beifuß

Am Wegesrand wachsen viele Pflanzen, die eine lange Geschichte haben. Oft bleiben sie ganz unbeachtet, doch das möchte ich ändern und sie euch vorstellen. Beginnen werde ich mit dem Beifuß. Dieses Kraut hat sowohl eine kultische, als auch eine heilende, aber vor allem eine kulinarische Geschichte zu erzählen.



Der Beifuß ist eine Pflanze, die der Mensch schon seit mehreren tausend Jahren nutzt. Viele kennen ihn wahrscheinlich als Gewürz für den Sonntagsbraten und einige von euch vielleicht auch als Räuchermittel. Aber auch als Heil- und Zauberpflanze wurde er seit der Altsteinzeit verwendet.
Tatsächlich gibt es mehrere hundert verschiedene Beifuß-Arten (lat. *Artemesia*). Der Beifuß ist nicht besonders anspruchsvoll, was seine Umgebung angeht; er kann sogar in den großen und trockenen Steppen Amerikas überleben. Bei uns kommt er hauptsächlich in ruderalen Gebieten vor. Das heißt, dass er sich hauptsächlich dort breit macht, wo Menschen siedeln und in die Natur eingegriffen haben. Er mag Wegesränder, wächst bei den Bahngleisen, auf Halden und Trümmergrundstücken. Wo vor kurzem noch ein Haus stand und der Ziegelschutt sich türmt, ist der Beifuß rasch zur Stelle. Schon bald recken sich seine rauen Stängel mit den federähnlichen Blättern kerzengerade in den Himmel.

Der gewöhnliche Beifuß (*Artemesia vulgaris*) ist in unseren Regionen der häufigste Vertreter seiner Art. Er kann in Höhen von bis zu 800 Metern vorkommen, wird bis zu 1,40 m groß und ist mehrjährig. Seines betörenden, starken Dufts kann sich der Passant kaum erwehren. Durch diesen Geruch ist der Beifuß leicht zu identifizieren. Noch intensiver wird er, wenn man die Blätter, Blüten oder Früchte in den Händen zerreibt. Die Blattenden sind spitzer als bei anderen Pflanzen dieser Familie (wie zum Beispiel dem Wermut) und auf der Unterseite rau. Der Stängel ist rötlich braun und eher schwer zu brechen. Seine Blütezeit hat der Beifuß in den Monaten von Juli bis September. In dieser Zeit sind seine Enden von einer reichen Fülle gelber bis rotbrauner Blüten bedeckt.
Dank ihrer zahlreichen Verwendungsmöglichkeiten konnte sich die Pflanze viele ihrer volkstümlichen Namen erhalten. Man kennt sie als Besenkraut, Buck, Gänsekraut, Gürtlerkraut, Jungfernkraut, Muggert, Mugwurz, Schosswurz und Sonnenwendgürtel. Wir werden noch sehen, dass jeder dieser Namen seine Berechtigung hat.

Kult und Magie

Viele verschiedene Völker der Erde benutzen den Beifuß. Interessanterweise tun sie das immer auf eine bestimmte Art und Weise, nämlich indem sie räuchern. Außerdem nutzt man ihn für Weihezeremonien, Beschwörungen oder als Schutz vor den Donnergöttern. Selbst in China, Indien, Tibet und Japan wird er zum Vertreiben von bösen Geistern und Dämonen verwendet. Büschelweise wird er ins Feuer geworfen.

Besonders für die Indianer ist der Beifuß eine heilige Pflanze. Er öffnet für einige Stämme das Tor zur Zwischenwelt und wird deshalb auch in der Schwitzhütte verwendet. Dort gehört er nicht selten zu den Kräutern, welche auf die heißen Steine im Zentrum der Hütte geworfen werden. Man wird mit Beifuß eingerieben, wenn man auf Visionssuche ist, aber auch, wenn schlechte Einflüsse vertrieben werden sollen. Während ihres Sonnentanzes tragen einige nordamerikanische Indianerstämme Armbänder aus Beifuß. Bei diesem Tanz handelt es sich um eine schmerzhafte Prozedur, die Körper und Geist an seine Grenzen bringt. Über Lederriemen und durch die Haut gestochene Pflöcke ist der Tänzer mit einen Pfosten oder Baum verbunden. Diesen Pfahl umtanzt er so lange, bis er sich die Holzpflöcke allein durch seine Bewegungen aus der Haut gerissen hat. Der Beifuß soll in diesem Zusammenhang Visionen fördern und Stärke verleihen. Er wird nicht nur als Schmuck am Körper getragen, sondern auch in Form einer Salbe auf die Haut geschmiert.
In einer stark abgeschwächten Version gab es einen solchen Ritus übrigens auch in unserer Kultur. Beim Tanz um und über das Johannisfeuer wurden Kraftgürtel aus geflochtenem Beifuß getragen, die anschließend verbrannt wurden und zum Vertreiben des Unglücks gedacht waren.

Mit der Sonne, der Sonnenwende und der Stärke mag dieses Kraut so innig verbunden sein, weil seine Blütezeit nach Mittsommer beginnt und über die sonnigsten Monate andauert. Es erblüht in der Zeit der größten Hitze und der schwersten Gewitter. Sein kräftiger Stängel strebt oft kerzengerade zur Sonne empor. Die rote Farbe dieses Stiels kann mit Blut assoziiert werden. Der Beifuß ist der Sonne also besonders nahe und scheint die aus dieser Nähe resultierende Kraft in Form seines starken, aromatischen Geruchs zu verströmen. Stark riechende Pflanzen wusste man schon immer gegen Dämonen und Unglück aller Art einzusetzen. Genau deshalb nutzt man ja auch den Knoblauch gegen Vampire.
Für unsere Vorfahren war der Beifuß also ein regelrechter Machtwurz, der sogenannte *Mugwurz*. In niederdeutschen Mundarten soll er sogar noch heute unter diesem Namen bekannt sein und auch sein englischer Name *mugwort* hört sich doch sehr verdächtig nach Machtwurz an. Für die alten Angelsachsen war diese Pflanze sogar so wichtig, dass sie im Neunkräuter-Segen Wotans als erste angerufen wurde. Kein anderes Kraut sollte ihrer Meinung nach wirksamer gegen gefährliche Gifte und ansteckende Krankheiten sein:

„Erinnere Dich, Mugwurz, was Du verkündetest, was du anordnetest in feierlicher Kundgebung.
Una heißt du, das älteste der Kräuter;
Macht hast Du gegen drei und gegen dreißig,
Macht hast Du gegen Gift und gegen Ansteckung, Macht gegen das Übel, das über das Land dahinfährt.“[1]

[1] Marzell: Geschichte und Volkskunde der deutschen Heilpflanzen, S. 284.

Eine Pflanze, die in der Zeit der großen Gewitter ihre größte Stärke erlebt, hat auch die Macht diese zu kontrollieren. Genau wie der Beifuß vor Blitzeinschlag schützte, schürte er auch die Regenwolken in einigen Wetterzaubern. Wegen seiner Sommerliebe und seiner Würze wird er eigentlich als „heiße“ Pflanze betrachtet. Es hieß, dass man unter seinen Wurzeln am Johannistag sogenannte Narrenkohlen finden könne, die dem Finder Glück versprechen. Alles, was man damit einrieb, war angeblich geschützt. Eine zusätzliche magische Aura verdankt dieses Sommerkraut dem Spektakel der hell-lilafarbenen Flammen, die knisternd und zischend aufblitzen, wenn man ihn verbrennt und ein wenig an das Entzünden eines Streichholzes erinnern. Dieses Zischen und Auflodern kommt von den ätherischen Ölen, die der Beifuß beinhaltet, zum Beispiel Kampfer und Thujon. Ein solches Feuer sieht ganz zauberhaft aus und lässt uns erahnen, wie mächtig der Geist ist, der in der Beifußpflanze wohnt. Diesen Geist kann man übrigens zähmen. Dazu muss man die Beifußwurzel ausgraben und in eine Flasche stecken. Durch gutes Zureden und Belohnungen, wie zum Beispiel frisches Brot, kann man sich auf diese Weise einen Haus- und Hilfsgeist ähnlich des Alraunmännleins heranziehen. Früher glaubte man, dass man die Wurzel hierfür am Karfreitag ausgraben müsse und danach eine Woche nicht beten und sich nicht waschen dürfe. Das ist natürlich nicht mehr zeitgemäß. Mit einem haben die Altvorderen aber Recht: Man muss sich in der ersten Zeit intensiv mit der Wurzel beschäftigen und sollte durchaus das eine oder andere Opfer bringen, um den Geist auf diese Weise zu füttern. Ich persönlich würde die Wurzel allerdings in der Zeit der Sommersonnenwende ernten.

Seine Kraft wohnt dem Beifuss aber nicht nur an den Sommerfesten inne, an denen er traditionell gesammelt wird. Auch in den Winterfesten hat er seinen Platz, insbesondere als Zutat für den Gänsebraten. Der Ethnobotaniker Wolf-Dieter Storl meint sogar, dass unsere mit Beifuß eingeriebene Weihnachtsgans auf ein Opfer für die Göttin Percht (Frau Holle) zurückgehen soll. Man habe das Opfertier berieben und beräuchert, um aus seinem Fett anschließend allerlei Zaubermittel, insbesondere Flugsalben, herzustellen. Ähnliche kultische Hintergründe vermutet er bei der mit Beifuß behandelten Martinsgans. Sei es, wie es will: Selbst heute noch ist der Beifuß eng mit einem Festessen verbunden, das für viele Menschen stark traditionellen und fast schon kultischen Charakter hat.

Im Mittelmeerraum war unser Wegbegleiter der Göttin Artemis geweiht, die ihm auch seinen lateinischen Namen *Artemisia* schenkte. Diese Göttin ist die Herrin der wilden Tiere und eine große Jägerin. Sie verkörpert noch all jene Eigenschaften, die die frühen Jäger und Sammler hatten, welche den Beifuß auch schon zu nutzen verstanden. Dass sie sehr eng mit dieser Pflanze verbunden ist, wird aber eher damit zu tun haben, dass sie auch eine Göttin der Geburt war. Was nun wiederum der Beifuß mit Schwangerschaft und Geburt zu tun hat, werde ich euch im Abschnitt „Kräuterapotheke“ erklären.

In der Kräuterapotheke

Als Heilpflanze wird der Beifuß seit Jahrtausenden empfohlen und angewandt. In der Klostermedizin des Mittelalters galt er gar als „Mutter aller Kräuter“. Man meinte damals, er wirke gegen alle möglichen Gifte, sogar gegen Opium und gegen Schlangenbisse. In der neueren Hausmedizin gilt er als besonders förderlich für den Magen-Darm-Bereich. Er ist appetitanregend, wirkt reinigend und hilft als Tee bei Nervosität und Schlafstörungen. Die „Mutter aller Heilkräuter“ wurde er aber nicht zuletzt auch deswegen genannt, weil er gerade für die Mütter von Bedeutung war.

Hier in Europa galt der Beifuß seit der Antike als eine wichtige Pflanze, um sowohl die Regelblutung, als auch die Geburt und generell die Fortpflanzung zu steuern. Man verwendete das rötliche Gewächs zum Einleiten der normalen Menstruation, zur Linderung der Geburtsschmerzen oder als Mittel gegen die angezauberte Impotenz. Während der Menstruationsbeschwerden wirkt er als Sitzbad entkrampfend. Der Beifuß hat in diesem Zusammenhang ein ambivalentes Bild: Einerseits konnte er die Geburt erleichtern, andererseits wurde er wie sein Bruder Wermut für Abtreibungsversuche gebraucht. Während der Schwangerschaft sollte man also tunlichst darauf verzichten ihn anzuwenden, da er je nach Dosierung wie ein leichtes Abortativum wirken kann. Es gilt die Regel, immer besser einen Arzt zu konsultieren, bevor man sich für die Anwendung entscheidet. Nun wissen wir auch, woher die Verbindung zwischen Artemis und *Artemisia* herrührt. Die Göttin der Geburt lieh ihren Namen jenem Kraut, welches eine leichte Geburt garantieren sollte. Sie steht den Männern feindselig gegenüber, da sie eine jungfräuliche Göttin ist und es nicht ertragen kann, dass die Frauen wegen der Männer Geburtsschmerzen erleiden müssen. Dementsprechend kennt man den Beifuß auch unter den Namen *Jungfernkraut*, *Schoßkraut* und *Männerkrieg*.
Was mit dem Unterleib zu tun hat, kann aber auch fortpflanzungsfördernd wirken. Schon in der Antike wurde der Beifuß daher für Liebeszauber benutzt. Trug man ein Bündelchen des Krautes bei sich, sollte ein heiratswilliger Partner schnell gefunden sein. Auch für Liebesorakel benutzte man ihn. Das „Beifußbrechen“ ostdeutscher Mädchen am Johannistag diente zum Beispiel der Männerwahl. Man schaute durch den abgebrochenen Stängel und konnte darin den zukünftigen Gemahl sehen. Dass der Beifuß auch als Aphrodisiakum verwendet wurde, kann ich allerdings nicht so recht glauben. Immer wieder stolpert man im Internet über den folgenden Satz: *„Unter Bett oder Kissen gelegt, bringt Beifuß unkeusche Begier“*. Dieses Zitat stammt angeblich aus dem 1563 erschienen *New Kreuterbuch* des Pietro Andrea Mattioli und wird auf vielen Homepages wiedergegeben. Ich sage angeblich, weil es in Wahrheit gar nicht drin steht. Hier haben wir ein typisches Beispiel für die sehr üble Angewohnheit, dass im Internet einfach einer vom anderen abschreibt, ohne zu überprüfen und nachzuforschen. Das finde ich sehr schade. Würde ich mit Beifuß zaubern, dann eher, wenn es um Ehe oder Mutterschaft geht, nicht aber für den lustvoll-sexuellen Bereich. In dieser Hinsicht halte ich ihn für ungeeignet.

Aber nicht nur bei der Partnersuche hilft der Beifuß, sondern auch für die Ausdauer. Schon Plinius der Ältere berichtete im ersten Jahrhundert, dass sich manche Menschen Beifuß in die Schuhe legten oder die Füße mit Beifuß-Öl einrieben. Das sollte vor erschlaffenden Beinen schützen und ein fröhliches und ausdauerndes Wandern ermöglichen. Noch in Zauber- und Wunderbüchern der frühen Neuzeit kann man lesen, dass man jegliche Prügelei gewinnen könne, wenn man sich nur zuvor mit Beifußsaft aus der Apotheke eingerieben habe. Der Volksmund sagt übrigens, dass der Name *Beifuß* gerade daher rühre, dass man das Kraut bei den Füßen getragen habe. Die Sprachwissenschaft sieht das anders und möchte den Namen lieber von mittelhochdeutschen *bozen* herleiten, was soviel wie „schlagen“ bedeutet. Stimmen würde beides, zumindest wenn der Beifuß wirklich so große Kraft verleiht.

Dass der Beifuß den Appetit anregt und die Verdauung fördert, erwähnte ich ja schon.

Er wurde aber in der Volksmedizin auch als Wurmkur verwendet. Bei manchen Würmern soll dies auch tatsächlich helfen. Darüber hinaus nutzt man ihn auch als Mittel gegen jene unsichtbaren Würmer, von denen man im Mittelalter glaubte, dass sie für Zustände der Schwäche verantwortlich seien, da sie sich von der Lebenskraft des Kranken ernähren würden. Apropos Lebenskraft: Auch gegen Störungen des Schlafes ist mit dieser Pflanze ein Kraut gewachsen. In ein Kissen gepackt, entspannt das ätherische Öl, über das der Beifuß so reichlich verfügt, den Körper und bringt ihn sanft ins Schlummerland. Auch die Motten kann man damit aus dem Kleiderschrank vertreiben. Allerdings riecht man danach wie ein Braten.

In der Küche

In unserer Küche kann man von April bis Mai die jungen Blätter als Zutat für Salate oder zum Würzen benutzen. Der Geschmack des Beifußes ist süßlich bis bitterwürzig.
Von Juli bis September können wir die Pflanze im Ganzen sammeln und in Büscheln trocknen. Das sollte allerdings geschehen, solange die Blüten noch geschlossen sind, da der Beifuß sonst schnell bitter wird und nicht mehr für die Küche geeignet ist. Um für ein würziges Aroma zu sorgen und unsere Verdauung zu entlasten, können wir ihn entweder in fettige Braten stopfen oder aber komplett mit Stängel und Blüten im Bratensud mitköcheln lassen. Auch als Bestandteil des Magenbitters erfreut er sich großer Beliebtheit. Im alten England nutzte man ihn gar, um Bier zu aromatisieren und auf diesem Wege auch gleich noch besser haltbar zu machen. Er erfüllte sozusagen die Aufgabe des Hopfens.
Und da wir nun einmal in der Küche sind, möchte ich meinen kleinen Bericht über den Beifuß mit einem Rezept abschließen. In Russland gibt es ein altüberliefertes Getränk, das stark machen soll wie die Götter. Ihr bereitet es zu, indem ihr zwei Beifußzweige in einem Liter Wasser kocht und die Brühe anschließend abkühlen lasst. Dann fügt ihr noch zwei Esslöffel Honig, eine Hand voll Heidelbeeren und eine Tasse Heidelbeersaft hinzu und schon könnt ihr genießen.

Viel zu leicht übersehen wir den Beifuß, der sich in ein allzu unscheinbares Gewand hüllt und an Orten gedeiht, denen wir wenig Aufmerksamkeit schenken. Um so betörender und nicht zu „überriechen“ ist sein Geruch. Für euren nächsten Sommerausflug möchte ich euch bitten, den Wegesrand aufmerksam im Auge zu behalten und dieses wunderbare Kraut neu zu entdecken, zu riechen und zu schmecken.

Olf



Quellen:
H. Marzell: *Geschichte und Volkskunde der deutschen Heilpflanzen*, 1996.
J. G. Mayer: *Kräuterbuch der Klostermedizin - der „Macer Floridus“*, 2003.
Apotheker M. Pahlow: *Das große Buch der Heilpflanzen*, 1979.
C. Rätsch: *Räucherstoffe – Der Atem des Drachen*, 1996.
W.-D. Storl: *Heilkräuter und Zauberpflanzen*, 2007.

Urban Exploration

Schloss Hartenstein in Sachsen

Um Schloss Hartenstein nahe Zwickau, unser heutiges Ziel, ranken sich schaurige Legenden. Die hier residierenden Grafen von Schönburg taten sich allzu oft nicht als treu sorgende Landesväter hervor, sondern eher als Feudalherren der übelsten Sorte. Der schlimmste von allen soll Ernst II. gewesen sein, der „wilde Graf“, dem seine Grausamkeiten noch teuer zu stehen kommen sollten. Obwohl er volle Speicher hatte, ließ er die Hungernden vorm Schlosstor verjagen und schon das kleinste Widerwort vergalt er mit furchtbaren Leibstrafen. Das Maß war voll, als er aus purem Mutwillen beschloss, eine mächtige Eiche fällen zu lassen, die eigentlich als unantastbar galt. Sie stand im Poppenwald, einem ausgedehnten Waldgebiet rund um Hartenstein, das noch heute einen gewissen Ruf hat. Von da an nahm das Schicksal seinen Lauf. Zunächst verfaulte ihm das so geizig behütete Korn in den Speichern, so dass er es in den nahen Fluss kippen lassen musste. Dann ging es an seinen Leib: Sein Pferd scheute unter einer alten Linde, warf ihn ab und er brach sich den Hals – das geschah im Jahre 1534. Seitdem geht der „wilde Graf“ als kopfloser Reiter um und macht die Gegend um Hartenstein unsicher. Irgendwann soll ein beherzter Mann den ruhelosen Geist in eben jenen Lindenbaum gebannt haben, damit er keinen Schaden mehr anrichten könne. Wer die heulenden, schwarzen Sturmnächte jener Gegend kennt, wird meine Skepsis, was diesen letzten Punkt betrifft, verstehen. Ich möchte nicht die Hand dafür ins Feuer legen, dass einem jener Reiter heute nicht mehr begegnen kann.

Als ich noch ein Kind war – es muss Anfang oder Mitte der 1990er Jahre gewesen sein – machte ich mit meiner Familie einen Ausflug nach Hartenstein. Bisher kannte ich dort nur die Burg Stein. Sie war ein beliebtes Ausflugsziel und so ziemlich jede Schulklasse Westsachsens hatte schon eine Exkursion dahin unternommen. Auch ich hatte diese mächtige Trutzburg mit Türmen, Zinnen und Wassergraben mit meinen Klassenkameraden besuchen müssen. Diesmal fuhren wir jedoch daran vorbei, denn es sollte auf „die andere Burg“ gehen, zum Schloss Hartenstein. Die Schauergeschichten, die sich darum ranken, kannte ich damals noch nicht.
Ich erinnere mich nebulös, dass wir durch ein Tor gingen und in einen Hof kamen. Dort sah alles gar nicht nach Schloss aus und ich war ein wenig enttäuscht. Da gab es nur graue Häuser, aus deren Fenstern alte Omas herausschauten. Vor den Häusern standen einige Autos und die typischen runden DDR-Mülltonnen aus Blech. Nachdem wir durch ein weiteres Tor gegangen waren, sah ich eine große Wiese und einen Turm, der über und über mit Rosen bewachsen war. Auch aus diesem Turm schaute eine alte Frau heraus. Auf der Wiese aber waren viele Bänke aufgebaut, denn auf einer großen Bühne lief ein Theaterstück für Kinder. Hinter der Bühne sah man allerhand Ruinen aufragen. Das also war „die andere Burg“, das Schloss Hartenstein. Sie hatte nichts Schauriges an sich,

eher etwas auf seltsame Weise Märchenhaftes.

Zwanzig Jahre später, im Januar 2014, beschlossen ein guter Freund und ich, dass es Zeit für einen Fotoausflug sei. Ich erinnerte mich meiner Kindheitserlebnisse und schlug Schloss Hartenstein vor. Nach mehreren eiskalten Tagen hatte soeben Tauwetter eingesetzt. Während wir in engen Serpentinen ins Tal der Zwickauer Mulde hinab fuhren, trommelten Tautropfen auf's Autodach. Die Fichten und Tannen wollten ihre Schneelast loswerden und ließen sie auf uns niederprasseln.



Zufahrt durch das äußere Tor

Gleich nachdem man aus Richtung Thierfeld kommend die ersten Häuser des Örtchens Hartenstein passiert hat, muss man Obacht geben, denn der Abzweig zum Schloss ist ziemlich versteckt. Kurz hinter einer scharfen Linkskurve zweigt links eine enge Asphaltstraße ab, die man im ersten Moment für einen Waldweg halten könnte. Natürlich fuhren wir zunächst daran vorbei, bemerkten allerdings rasch unser Versäumnis und wendeten. Aus der anderen Richtung kommend, konnten wir jetzt in der Tat ein handgemaltes Schild entdecken auf dem „zum Schloss“ geschrieben stand. Diesen Hinweis entdeckt wirklich nur, wer wie wir krampfhaft und angestrengt nach dem Bauwerk sucht. Dem zufälligen Passanten entgeht es.

Der vermeintliche Waldweg ist nur wenige Meter lang und führt an einem kastenförmigen, großen Haus vorbei, das einer ehemaligen Mühle oder einem Speicher ähnelt. Es war äußerlich vollkommen unsaniert. Im Hof sahen wir sowohl eine altertümliche Kreissäge, als auch einen schon heruntergekommenen, historischen Schreibtisch stehen. Direkt vor uns führte eine steinerne Brücke über einen Graben und ins äußere Torhaus hinein. Huh, war das eng! Mit Ach und Krach schafften wir es mit dem Auto durchs Torhaus und kamen in einem matschigen Hof zum Stehen. Wir befanden uns auf Schloss Hartenstein.
Ich erinnerte mich: Das war der Hof, auf dem ich als Kind die Großmütterchen am Fenster gesehen hatte. Noch immer war hier alles trostlos, grau in grau und man wurde das Gefühl nicht los, dass man etwas Verbotenes tat. Irgendwo bellte wild ein Hund; es klang nicht gerade wie ein Chihuahua. Die an das Torhaus anschließenden Wohnhäuser waren unsaniert. Man hätte meinen können, dass sie verlassen seien, wären da nicht hier und da Gardinen und Topfpflanzen hinter den Fenstern gewesen. Fenstergewände aus Porphyr traten aus dem braunen Verputz dieser Häuser hervor. Das Torhaus sah aus, als ob es jeden Moment in sich zusammenfallen würde. Tiefe Risse durchzogen das Renaissance-Gemäuer. Oberhalb der gewölbten Durchfahrt war der Holzfußboden herausgerissen worden, so dass man von unten bis unter die Dachverschalung hinaufschauen konnte. Das geschwungene Zwiebeldach hatte man notdürftig mit Dachpappe abgedeckt und an einigen Stellen hatte es Balken zur Sicherung gebraucht.
Dies war also die Vorburg. Irgendwie hatte es trotz aller Trostlosigkeit etwas Idyllisches, wie sich die verfallenen Häuser rund um den Hof drängten. All das passte eher in ein Gemälde von Carl Spitzweg, als zum vergehenden Glanz einer einst stolzen Burg.

Vor uns erhob sich die Ruine des eigentlichen Schlosses. Sie besteht aus einem etwa zehn Meter aufragenden Ring von Mauern und Gebäuderesten, allesamt aus Feldsteinen aufgemauert, vereinzelt auch mit Ziegelsteinen durchsetzt. An einigen Stellen verschwinden die Mauern unter einem Wald aus Efeu, der inmitten der winterkahlen Pflanzenwelt geradezu mystisch grün erschien. Das innere Tor, den Eingang in diese Trümmerwelt, fanden wir fest verschlossen und mit einem Vorhängeschloss gesichert. Ein Schild zeigte uns an: „Privatgelände. Betreten verboten!“ Wir kamen also nicht hinein.



Der ehemalige Wohnflügel

Während wir notgedrungen um die Mauern schlichen, erklärte ich meinem Freund, was es mit dem Schloss auf sich hatte. Wären nicht hier und da die Reste von Eisenbeschlägen, Stromleitungen und Rohren gewesen, hätte man die Gemäuer für die Überreste einer vor Jahrhunderten aufgegeben Burg des Mittelalters halten können. Zwar ist das Schloss tatsächlich eines der ältesten in Sachsen, doch in Trümmern liegt es noch nicht lange. Bis 1945 war es Sitz einer Seitenlinie der Fürsten von Schönburg-Hartenstein, dann wurde es von amerikanischen Tieffliegern sturmreif geschossen. Einige der älteren Glauchauer werden sich vielleicht noch daran erinnern: In der Nähe des hoch über dem Muldental aufragenden Schlosses hatten sich wenige Tage vor Kriegsende noch Einheiten der SS verschanzt. Tagelang brannte das Schloss. Danach war abgesehen von den Gebäuden der Vorburg so gut wie nichts von dem einst prächtigen Komplex übrig geblieben. Vierhundert Jahre nach Ernst II. war auch seine Residenz dem Untergang geweiht worden.

In der Zeit dazwischen war viel geschehen: Zwar hatten die Grafen ihre Unabhängigkeit verloren und sich den sächsischen Kurfürsten unterordnen müssen, doch hatte das ihren Besitz und ihr Vermögen keineswegs geschmälert. Mehrmals haben die Fürsten ihr Schloss um- und ausbauen lassen, allein zweimal während des 19. Jahrhunderts. Der anmutige Bau war von überregionaler Bekanntheit. Alte Aufnahmen zeigen eine Dreiflügelanlage mit Satteldächern, Treppengiebeln und einem hohen Uhrturm. Einige Türme und Tore trugen Zwiebelhauben und waren mit Schiefer gedeckt – ein richtiges Dornröschenschloss. Im Hof gab es eine ausgedehnte Gartenanlage mit grandiosem Blick weit über das Muldental. Die Herrschaft hatte ihre Untertanen im Auge.
Heute ist von der alten Herrlichkeit nichts geblieben. Die Ruine liegt lang gestreckt auf einem Plateau: Östlich davon befinden sich die grauen Gebäude der Vorburg. Im Norden und Westen steht dichter Buchenwald und im Süden fällt der verwilderte Schlossgarten terrassenförmig zur Mulde hinab. Benutzt man den Trampelpfad nördlich der Burg, so stolpert man allenthalben über Trümmer. Gleich am Anfang des Weges hat jemand seine Hollywoodschaukel entsorgt. Das Schlossareal diente scheinbar lange Zeit als halblegale Deponie. Ganze Kellergewölbe wurden mit Müll und Schrott verfüllt. Zu Füßen der umlaufenden Mauer türmen sich bergeweise überwucherte Ziegelsteine. Ob sie seit Kriegstagen hier lagern, ist fraglich.
Mit dem amerikanischen Bombenangriff war die Zerstörung von Schloss Hartenstein noch lange nicht beendet. In den Nachkriegsjahren

wurden die Ruinen von der Bevölkerung als Steinbruch benutzt, denn viele Vertriebene ließen sich in Hartenstein nieder und Baumaterial war knapp. Schließlich musste Wohnraum für die Neuankömmlinge geschaffen werden. Die Fürstenfamilie war geflohen und die Stadt Hartenstein übernahm das, was vom Schloss noch übrig war. Mit den Mitteln, die man zur Verfügung hatte, richtete man die Gebäude der Vorburg für Wohnzwecke her und quartierte auch dort Vertriebene ein. Das waren sicherlich die alten Frauen, die ich als Kind gesehen hatte. Die einstigen Untertanen hatten das Schloss ihrer Herren für sich erobert.



Teil der östlichen Außenmauer

Einige der Mauern waren windschief, hier und da rankte Efeu. Wir liefen unterhalb einer Ruine entlang, die scheinbar einst der Wohnflügel war. Risse durchzogen das Mauerwerk. Dort wo sich Fensteröffnungen in Reichweite menschlicher Hände befinden, hatte man sie mit Gittern oder Stacheldraht versperrt, einige auch mit Ziegelhaufen zugeschichtet. Die mit Eisenstäben gesicherten, leeren Fenster und mehrere Gänge, die am Fuß der Mauer im Erdreich verschwinden, ließen eine schaurige Atmosphäre aufkommen. Wie hier wohl der Wind heulen mag, wenn es stürmt und gewittert. Die von dicken Bretterpforten verschlossenen Gänge schienen direkt ins Herz der Erde hinabzuführen. Es braucht nicht viel Vorstellungskraft, um sich auszumalen, wie die schweren Türen in pechschwarzer Nacht aufspringen und der kopflose Reiter hervorstürmt. Hatte im Hof der Vorburg nicht ein Lindenbaum gestanden? Nein, nachts möchte man hier wirklich nicht unterwegs sein.

Ist man auf der Rückseite des Schlosses angelangt, so eröffnet sich gleich neben einer von Efeu überwucherten Bastion der ersehnte Blick ins Innere. Durch Bauzaun und Stacheldraht erblickten wir eine weite Wiesenfläche und am gegenüberliegenden Ende dieser Fläche ein Konglomerat aus Ruinen. Links stand der Wohnflügel, dessen Mauer- und Gewölbezacken wie Zähne in den Himmel ragten und an die Ruinen von Pompeji erinnerten. Rechts davon folgten die Fundamente des Turms, ein dreigeschossiges Gebäude mit Notdach und die Rückseite des inneren Tores, welches wir zuvor verschlossen gefunden hatten. Ganz rechts außen grenzte eine niedrige Mauer den Schlosshof vom verwilderten Terrassengarten ab. Einige verfallene Schuppen deuteten darauf hin, dass der herrschaftliche Garten nach dem Krieg von Schrebergärtnern in Beschlag genommen worden war, doch auch diese waren schon lange verschwunden. Außer welkem Gras gab es dort nicht allzu viel zu sehen. Neugierig wie ich war, kletterte ich ein Stück an der überwucherten Bastion hinauf und zwängte mich durch eine Lücke, die sich im Zaun befand. Kein Zweifel, auf jener Wiese hatte einst das Kindertheater gespielt; die Freilichtbühne war freilich verschwunden. 1957 war sie von Freiwilligen im Rahmen des „Nationalen Aufbauplans“ errichtet worden und noch in den 1990ern hatten hier Laientheatergruppen gespielt. Der bröckelnde Gebäudeflügel mit dem Notdach war jener rosenbewachsene Turm, aus dem vor 20 Jahren eine alte Frau dem Theater zugesehen hatte. Heute wohnt dort niemand mehr. Still und leise huschte ich quer über den weiten Platz und dem ruinösen Wohnflügel entgegen. Die Stille innerhalb der Burgruinen war gespenstisch. Abgesehen von einem lautlos am Himmel kreisenden Bussard war kein Lebenszeichen auszumachen. Es schien ein von den Göttern verlassener Ort zu sein, an den wir uns hier begeben hatten. Ein verwaschenes Renaissanceportal wies mir den Weg ins Innere des Gebäudes, von dem lediglich die Außenmauern der ersten und zweiten Etage erhalten waren. Unwillkürlich verhielt ich mich hier mucksmäuschenstill, denn die Leere schien greifbar zu sein. Zwischenwände oder gar Fußböden gab es gar keine mehr, nur hier und da den Ansatz eines eingebrochenes Gewölbes. In einer Ecke des zweiten Stockes sah man einen Kamin in der Luft hängen. Ich selbst befand mich hier im Treppenhaus, von dessen großer, doppelläufiger Treppe noch die untersten Stufen erhalten waren. Das Zerstörungswerk war ein vollkommenes gewesen.



Schutt sah man allerdings weit und breit keinen. Fein säuberlich war die Ruine beräumt worden. Hier und da konnte man ausgebesserte Mauerabschnitte ausmachen. Auf der Ringmauer des Schlosshofs hatte man sogar die kleinen Zinnen wieder aufgemauert und zu allem Überfluss mitten auf dem Schlosshof auch noch eine Bank aufgestellt. Wer da wohl sitzen sollte? Ich kletterte durch den Zaun zurück und wunderte mich. Hatten die Schönburger ihr Schloss etwa nach 1990 zurück erhalten? Hatte man es ihnen zurückgeben und den Theaterbetrieb deswegen einstellen müssen? Die zahlreichen Schilder mit dem Hinweis „privat“ schienen meinen Verdacht zu bestätigen. Grimmig schimpfte ich innerlich auf die Rückkehrer, die nichts Besseres zu tun hatten, als die Ruine sofort fürs Publikum sperren zu lassen. Später sollte ich erfahren, dass ich die Fürsten ganz umsonst verdächtigt hatte. Ein kleiner Bürgerverein ist es gewesen, der das Schloss zum symbolischen Preis von der Stadt Hartenstein erworben hatte und nun nach und nach daran herumwerkelt. Ziel ist es, einige Räume wieder begehbar zu machen, den Schlossturm zu errichten und natürlich auch wieder Theateraufführungen zu geben. Es war schlicht und einfach der Zahn der Zeit, der die Absperrung des Geländes notwendig gemacht hatte.

Das fürstliche Schloss ist also endgültig von den Hartensteinern in Besitz genommen worden. Aus Untertanen wurden Schlosseigentümer. Mit ihrer Hände Arbeit schaffen sie hier etwas Neues, an dem alle Vorbeikommenden sich erfreuen können. Ob der „wilde Graf“ wohl noch umgehen wird, wenn sie fertig geworden sind? Schon jetzt gibt es die eine oder andere Veranstaltung auf dem Schloss. Schade nur, dass es so schlecht ausgeschildert und nach wie vor oft abgeschlossen ist, aber das mag der Baustellensituation geschuldet sein. Wenn ihr es besuchen wollt, solltet ihr allerdings nicht wie wir im Winter vorbeikommen, sondern lieber im Sommer, wenn die Rosen am Mauerwerk blühen.

Shane

Shinto

Die mystische Welt der Tiere

In der heutigen Fortsetzung meiner Shinto-Serie soll es um die bekannten Tieryokai gehen, also die Kitsune, die Marderhunde und die Katzendämonen. Wie in den vorangegangenen Artikeln weise ich natürlich darauf hin, dass ich nur einen kleinen Einblick in die reichhaltige Dämonen-Tierwelt bieten kann und dass es noch viele Tieryokai mehr gibt, die den Rahmen allerdings sprengen würden. Hoffentlich kann ich trotzdem einige Leser begeistern und ihnen interessante neue Einblicke in die exotische japanische Religion bieten.

Die Kitsune

„Und endlich gewahre ich an einer Stelle ein paar sitzende Tiere irgend einer mythologischen Art – geschmeidig wie Windhunde; „Kitsune“, sagt Akira -“Füchse“ und als solche erkenne ich sie nun, da ich ihren Zweck weiß – idealisierte Füchse- vergeistigte Füchse- Füchse von unbeschreiblicher Anmut- aus irgendeinem grauen Gestein gemeißelt. Sie haben geschlitzte, unheimlich funkelnde Augen- sie scheinen zu knurren – es sind geheimnisvolle, geisterhafte Geschöpfe […]“. [1]

Die sagenumwobenen Kitsune sind sicherlich die bekanntesten Yokai überhaupt und auch vielen westlichen Menschen ein Begriff. Kein Wunder, denn zu diesen faszinierenden und überaus intelligenten Wesen gibt es zahlreiche Geschichten. Die Kitsune sind Fuchsdämonen, können aber durchaus auch andere Gestalten annehmen, da sie über mächtige Magie verfügen und großartige Formwandler sind. Viele der Geschichten handeln davon, dass die Füchse sich in Menschen verwandeln und andere Menschen damit hinters Licht führen und austricksen. Insbesondere die Gestalten schöner, junger Frauen sind ein beliebtes Motiv und manche Füchse verbringen fast ihr ganzes Leben lieber in menschlicher Gestalt, als in dem Fuchskörper. Es gibt auch bei diesen Yokai Geschichten, die davon berichten, wie die Kitsune freundliche Menschen belohnen oder ihnen hilfreich zur Seite stehen.

Man sollte nicht außer Acht lassen, dass nicht alle dieser Yokai gleich sind. Es gibt nämlich zwei Varianten der Kitsune. Als Diener und Boten der Fruchtbarkeits- und Reisgöttin Inari bewachen sie deren Schreine und bringen den Menschen Nachrichten von ihr und den Göttern. In dieser Form haben die Füchse eine weiße Fellfarbe, beschützen die Menschen und bringen Glück. Sie sind dann daran zu erkennen, dass sie ein rotes Tuch um den Hals tragen, als Zeichen, dass sie den Göttern dienen. Es wurden oft Statuen solcher Füchse vor den Schreinen gebaut um die magischen Orte zu schützen.

Häufiger als diese gibt es jedoch die wilden Fuchsyokai, welche den Menschen in der Regel nicht wohlgesonnen sind und durchaus als Dämonen bezeichnet werden können. Selbst wenn es hier Ausnahmen hilfreicher Füchse gibt, so stellen sie den Menschen ihre Hilfe doch nie freiwillig oder umsonst zur Verfügung. Wie ich bereits in einem anderen Artikel über die Yokai erwähnt habe, sind auch diese Tiere sehr stolz und ehrenvoll. Ein einmal gegebenes Versprechen halten sie stets und geleistete Dienste der Menschen werden immer belohnt. Aber wehe dem, welcher versucht, die Kitsune hinters Licht zu führen, auszunutzen oder sich über sie lustig zu machen. Die meisten Geschichten der Kitsune handeln davon, wie sie die Priester auslachen, Menschen bestehlen oder sie auf einer Wanderung durch seltsame Laute und Lichter, wie das Fuchsfeuer, vom richtigen Weg abbringen. Das Fuchsfeuer, auch Kitsune-bi genannt, kann man manchmal nachts über den Bergen sehen und die Japaner glaubten, es würde von den Füchsen erzeugt, entweder durch Magie oder mit Hilfe von Laternen, um einsame Wanderer zu verwirren und zu erschrecken.

Masaoka Shiki (1867-1902) schrieb:
„Wenn der Regen in der Stunde des Pferdes von einem blauen Himmel fällt, hält der Fuchskönig Hochzeit.“ [2]

Laut den Erzählungen soll diese Prozession der Füchse mehr oder weniger regelmäßig stattgefunden haben und zwar dann, wenn es regnete und gleichzeitig die Sonne schien. Dieses Ereignis ist in vielen Regionen Japans bekannt, obwohl es natürlich hier und da leichte Abweichungen der Legenden gibt. Insbesondere in der Edo-Periode, der Zeit, als auch der Kult um die Fuchsgottheit Inari auflebte, wurde ihm große Aufmerksamkeit in den Volkserzählungen gewidmet.

Der Gedanke, dass es sich bei der Prozession um eine Hochzeitsgesellschaft handeln müsse, entstammt der Muromachi-Periode (1392–1573). Damals fanden Hochzeiten des Nachts statt und im Anschluss wurde die Braut inmitten eines Laternenumzugs zu ihrem neuen Heim eskortiert. Offenbar übertrug man den Brauch nun auch auf die Füchse. Natürlich haben viele Japaner versucht sich der Prozession zu nähern, um das Phänomen genauer betrachten zu können. Die meisten wurden jedoch enttäuscht, da der Lichterumzug verschwand, sobald man sich ihm näherte. Es konnten bisher nur wenige Beweise für die Fuchshochzeiten gefunden werden. Doch immerhin sollte erwähnt werden, dass bei dem Shunjitsu Schrein in Saitama, wo die Kitsune no Yomeiri in vielen Nächten stattfinden soll, am Morgen danach viel Fuchskot auf den Bergwegen gefunden wurde.

In den Präfekturen Niigata und Nara soll es ebenfalls viele Kitsune geben und die Fuchshochzeit wird hier sogar als gutes Omen für die kommende Zeit gedeutet. Je mehr Laternen man im Umzug sieht, umso fruchtbarer wird die Zukunft. In der Gifu-Präfektur gibt es zwar auch Fuchshochzeiten, aber ohne Laternen. Dort hört man aber das laute Knacken und Krachen von Bambus. Die Bambuswälder sind am nächsten Tag allerdings unversehrt.

Ungefähr seit 1950 werden auch von den Menschen Fuchshochzeiten inszeniert. Sie dienen als Attraktion und sollen Touristen anlocken. Es ist schade, dass die Phänomene Fuchsfeuer und Fuchshochzeit nur noch selten in der Natur beobachtet werden können, da die natürlichen Wälder und Sümpfe, der modernen Industrie geopfert worden sind. Hoffentlich konnten sich zumindest die Kitsune in die moderne Zeit retten.

Die beiden berühmtesten Kitsune sind die Füchsinnen Kuzonoha und Tamamo no Mae. Sie können nahezu als Gegenteile verstanden werden, denn während Kuzonoha den Menschen wohlgesonnen ist, hat Tamamo no Mae ihnen stets nur Sorgen und Unglück gebracht. Beide Füchsinnen verwandelten sich in schöne Menschenfrauen. Tamamo no Mae wurde in dieser Gestalt zur Lieblingskonkubine des Kaisers Toba (1103-1156) und trieb ihn beinah bis in den Tod

---

[1] Lafcadio Hearn: Das Japanbuch. Rütten und Loening 1919. S.62.

[2] “When rain falls from a blue sky, in the Hour of the Horse, the Great Fox King takes his bride.” http://hyakumonogatari.com/2013/07/19/kitsune-no-yomeiri-the-fox-wedding

bevor ihr wahres Wesen entdeckt wurde. Der Astrologe Abe no Yasuchika, übrigens ein Nachkomme der Kuzonoha, entdeckte sie einst in der Gestalt eines weißen neunschwänzigen Fuchses und jagte sie so bis in die Nasu-Ebene im Norden Japans, wo sie sich in einen Stein verwandelte, von welchem giftige Dämpfe aufstiegen.
Auch Kuzonoha vereinte sich in Menschengestalt mit einem Mann und zeugte dadurch Kinder. Von ihr ist bekannt, dass sie sich als gute Fuchsmutter zunächst aufopferungsvoll um ihre Familie kümmerte, bevor sie dann in die Wälder zurückkehrte.
In Izumi, wo es ihr zu Ehren einen Schrein gibt, hat Kuzonoha angeblich ihre letzten Worte auf Seidenpapier geschrieben, bevor sie die Menschen verließ:
„Sehnst du dich nach mir,
Oh so komm, besuche mich!
Finde mich im Holz,
im Shinoda-Wald Izumis,
wo die Blätter der Pfeilwurz geheimnisvoll rascheln.“[3]

Die Tanuki

„Der Tanuki-Bozu ist die Priestergestalt, die der Kobold-Dachs (Tanuki) annimmt um zur Nachtzeit verspätete Reisende ins Verderben zu stürzen. Wir traten näher heran und blickten ihm ins Gesicht. Es war ein Nachtalb, - dieses sein Gesicht.“ [4]

Den Fuchsgeistern ähnlich sind die als Tanuki bekannten Marderhunde. Genau wie die Füchse sind auch die Tanuki bereits von ihrer Natur her magische Tiere und müssen nicht, wie andere Tieryokai erst ein bestimmtes Alter erreichen. Und wie es häufig vorkommt, sind die beiden Yokai aufgrund ihrer Ähnlichkeiten Rivalen. Zwischen ihnen kann es zu erbitterten Kämpfen kommen. Die magischen Auseinandersetzungen sind in der Regel ein Wettkampf des Formwandelns. Auch wenn die intelligenten Kitsune diesen in der Regel gewinnen, so sind doch die Tanuki manchmal die besseren Betrüger und überlisten die reine Bosheit der Kitsune mit ihrem lausbubenhaften Übermut.

Das erste Mal sah ich die Tanuki in dem Film Pompoko und musste erstaunt über ihre Darstellung als lustige Waschbären mit übergroßem Hoden lachen. Allerdings ist dieses Bild gar nicht so weit von der Realität dieser Yokai entfernt, wie ich später überrascht feststellte.
Gerade die großen Hoden ermöglichen den Tanuki allerhand interessante Tricks, da sie ihr Skrotum in gedehntem Zustand zum Beispiel zum Fliegen nutzen. Bei ihren Darstellungen der Tanuki sind die Japaner nicht gerade schüchtern und machen aus ihrer Liebe zu diesen Yokai in der Regel keinen Hehl. Das japanische Wort für Hoden ist Kintama und kann übersetzt werden als „goldene Bälle“. In Japan gelten große Hoden nicht als Symbol für sexuelle Leistungsfähigkeit, sondern für Wohlstand und Reichtum. Mit der Bezeichnung Kinbukoro (dt.: Geldbeutel) wird dieser Zusammenhang noch deutlicher.
Neben ihren ausgezeichneten Formwandlerfähigkeiten sind die Tanuki auch bekannt für ihre Fähigkeiten im Bauchtrommeln und für ihre Liebe zum Essen und Faulenzen. Das Trommeln auf dem Bauch wird in vielen Tanukigeschichten thematisiert und scheint eine seltsame Gewohnheit der Marderhunde zu sein. Indem die Yokai sich rhythmisch auf den Bauch schlagen, erzeugen sie seltsame Töne, die mal wie eine Flöte, mal wie eine Trommel klingen und damit richtige Melodien bilden. In der Regel haben Menschen von Tanuki nicht viel zu befürchten, denn die Yokai spielen zwar hin und wieder gern Streiche, sind aber meistens gemütliche Wesen, die die Gesellschaft von Menschen mögen. Manche verdienen aber auch den Ruf als Trunkenbold oder Betrüger und die bösartigen Tanuki unter ihnen gilt es durchaus zu fürchten.
Diese Yokai haben wie die Füchse große magische Kräfte. Sie können Illusionen von ganzen Städten erschaffen, sich in lebendige Wesen oder auch in Gegenstände wie Tische und Lampen verwandeln, oder Kieselsteine vom Himmel regnen lassen. In manchen Geschichten sind sie begabte Kalligraphen oder verfügen über ein umfangreiches Wissen zu den buddhistsichen Sutras.
Die Darstellung der Tanuki mit großen Hoden, Strohhut, hängendem Bauch und Sake-Flasche ist erst im 20. Jahrhundert populär geworden. Vorher sahen die Zeichnungen dieser Yokai den natürlichen Marderhunden sehr viel ähnlicher. Mit der Zeit entwickelte sich der realistische Tanuki zu einem comichaften Yokai. Seine magischen Fähigkeiten nahmen dadurch jedoch eher noch zu, als ab.

Wie kam es aber zu dieser sonderbaren Darstellung der Tanuki?
Durch Nachforschungen fand ich heraus, dass natürliche Marderhunde zunächst einmal tatsächlich ein recht großes Skrotum besitzen. Die Metallarbeiter Japans nutzten Tierfelle um Blattgold herzustellen und bemerkten irgendwann, dass sich ein bestimmter Teil der Marderhunde dafür besonders eignete, da er zugleich sehr dehnbar, als auch fest genug war. Aus diesem Grund wurden die Marderhundhoden dafür bekannt, dass man „mit ihnen Gold machen konnte“, sie also magische Eigenschaften hätten. Der Zusammenhang zwischen Tanukihoden und Reichtum dauert bis heute an und möglicherweise findet man in Japan immer noch Geldbörsen aus diesem Material.
Aber auch schon in der damaligen Zeit gefiel die Idee vielen Künstlern und so zeichneten sie voller Ehrgeiz die Yokai mit Hoden als Waffen, Segelboote, Fischernetze, Sonnenschirme. Die verrückten Ideen nahmen kein Ende. Besonders bekannt sind die Tanuki-Bilder von Utagawa Kuniyoshi (1798-1861).

In den Legenden über die Marderhunde spielen die Riesenhoden jedoch nur selten eine Rolle, sie scheinen eher ein künstlerisches Element zu sein. Die Erzählungen drehen sich mehr um die Formwandlungen oder das Bauchtrommeln der Yokai.
Während die Tanuki früher von den Menschen als Formwandler und listige Betrüger gefürchtet wurden, hat die Kommerzialisierung dafür gesorgt, dass er sich zu einer lustigen Comicfigur wandelte und auch eine humorvolle Seite bekam. Heute sind die Tanuki fröhliche, liebenswerte und wohlwollende Schurken, die Wohlstand und wirtschaftlichen Erfolg zu bringen scheinen.
Ihre Beliebtheit zeigt sich darin, dass jedes Kind in Japan das Tanukilied kennt:
„Tan Tan Tanuki no kintama wa,
Kaze mo nai no ni Bura bura.
Sore o mite ita oya danuki
Onaka o kakaete wahha hha.“

Die Übersetzung lautet ungefähr:
„Tan Tan Tanuki Bälle,
wehen auch ohne Wind herum.
Wenn die Tanuki-Eltern das sehen,
lachen sie, dass ihre Bäuche wackeln.“[5]

Die Neko

Katzenyokai entstehen dann, wenn eine normale Katze ein bestimmtes Alter erreicht. Sie können aber auch aus Katzen entstehen, welche große Mengen an Lampenöl auflecken. Dann beginnen sie auf den Hinterbeinen zu laufen, die menschliche Sprache zu sprechen und entwickeln die Fähigkeit ihre Form zu verändern. Manchmal wachsen sie auch noch

[3] Mizuyo Ashiya: Japanische und Deutsche Tiermärchen, besonders Fuchsmärchen, in ihrem Wesen und nach ihrer volkstumskundlichen Grundlage. Köln, 1939.S 37-38.
[4] Lafcadio Hearn: Das Japanbuch. Rütten und Loening 1919.S.175.
[5] Übersetzt nach einer Version von Zack Davisson auf: http://hyakumonogatari.com/2010/09/03/the-tanuki-song

und können dann so groß wie Menschen werden.
Die Japaner kennen auch unter den Katzendämonen gute und böse Wesen.
Die Bake-Neko, welche in den Städten wohnen, ernähren sich normalerweise von kleinen Tieren, schrecken aber auch nicht davor zurück, Menschen zu verspeisen.
Sie nutzen ihre Fähigkeiten als Formwandler, vor allem um sich zu tarnen. Dann nehmen sie die Gestalt einer normalen kleinen Katze an oder sogar die ihres menschlichen Herren, welchen sie nicht selten verspeist haben. Sie mögen es, sich als Menschen zu verkleiden und zu tanzen und wickeln sich gern bunte Tücher um den Kopf. Wenn sie ihren Besitzer nicht töten, können sie Unglück oder Flüche über sie bringen oder das Haus in Brand stecken. Immerhin sind sie in der Lage selbst Feuerbälle zu beschwören oder ihren Schwanz zu entzünden. Außerdem scheinen sie mächtige Totenbeschwörer zu sein, die Leichen wie Marionetten einzusetzen wissen. Eine urbane Legende aus der Edo-zeit berichtet von Bake-Neko, die als Prostituierte arbeiteten.
In der Regel lautet die Grundgeschichte immer gleich. Ein Mann verbringt die Nacht bei einer schönen Kurtisane und schläft bei ihr ein. Wenn er in der Nacht erwacht, sieht er sie entweder mit einem Katzenkopf, oder ihren unheimlichen Schatten, der sich über alten Fisch und Meerefrüchte hermacht und stellt so fest, dass er es hier mit einer Bake-Neko zu tun hat. Wie bei vielen anderen Legenden versuchten Menschen im Nachhinein eine Erklärung dafür zu finden.
Die einfachste ist wohl diese: Damals wurde es als unschicklich angesehen, wenn Prostituierte vor ihren Kunden aßen. Während die Männer also die ganze Nacht schlemmen und sich an den Frauen erfreuen durften, hatten die Frauen ihren eigenen Hunger zu unterdrücken. Sobald ein Kunde aber etwas döste, nutzten viele kluge Frauen die Zeit, um einige übrig gebliebene Knabbereien zu essen. Die gebückte Körperhaltung, bei dem Versuch die illegalen Snacks zu verbergen, konnten von einem angetrunkenen Mann im Halbschlaf durchaus als Katze interpretiert werden.
Da man Bake-Neko unter anderem an ihrem besonders langen Schwanz erkennt, ist es wohl Brauch geworden, den Schwanz von Katzen in Japan zu kürzen. Denn eine Katze mit einem kurzen Schwanz konnte keine Bake-Neko sein und somit auch kein Unglück bringen.
Besonders gefährlich sollen die Neko-Mata sein, denn sie ernähren sich so gut wie immer von Menschenfleisch. Nur die ältesten und klügsten Katzen mit den längsten Schwänzen werden zu Neko-Mata. Ihr Schwanz spaltet sich, so dass diese Yokai zwei Schwänze haben, was wie bei den Füchsen auf ihre besonders große Macht hindeutet.
Während es unter den Bake-Neko noch gutartige gibt, finden sich unter den Neko-Mata nur noch bösartige Katzendämonen. Auf die Menschen schauen sie mit Verachtung hinab und betrachten sie nur als Nahrung und Dienstleister. Sie steuern Menschen und deren Leichen und nutzen sie als Sklaven. Manchmal lösen sie furchtbare Feuersbrünste aus, nur um daran ihren Spaß zu haben. So ist es gut, dass viele dieser grausamen Yokai weitab in den Wäldern und Bergen leben, wo sie zu unglaublicher Größe wachsen und sich von Wildschweinen, Bären und natürlich Menschen ernähren.
Ein Beispiel für eine Neko-Mata ist die Geschichte der Vampirkatze von Nabéschima. Sie tötete im Garten die Konkubine eines Fürsten, saugte ihr Blut aus und nahm ihre Stelle ein. Nach jeder Nacht ging es dem Fürsten schlechter. Er wurde ganz blass und kein Arzt konnte ihm helfen. Die aufopferungsvolle Wache des Soldaten Ito Soda sorgte schließlich für die Enttarnung der bösen Konkubine und führte dazu, dass sie in die Wälder flüchtete.

Doch Katzen können auch Glück bringen. Das beweist die Maneki-Neko, die sicher viele der Leser schon einmal gesehen haben. Diese „Winke-Katze“ ist ein beliebter japanischer Glücksbringer und steht bevorzugt in den Eingängen von Läden oder Wohnungen. Dort soll sie mit ihrem unablässigen Winken die Kunden anlocken, Wohlstand bringen und das Unglück fern halten. Es heißt, sie wäre die Wiedergeburt der Göttin Kannon, welche als Göttin der Gnade im japanischen Buddhismus bekannt ist. Wie ihr Vorbild, die Japanese Bobtail, sind auch die Maneki-Neko meist dreifarbig mit großen aufrechten Ohren und haben nur einen Stummelschwanz. Weiße Maneki-Neko stehen für Reinheit und Unschuld, schwarze wehren Dämonen und Stalker ab, pinkfarbene locken Liebhaber an, goldene ziehen Reichtum an und rote vertreiben Krankheiten. Wie man sieht, hat jede Farbe bei diesen Katzen ihre eigene Bedeutung.
Eine Geschichte zur Entstehung der Maneki-Neko erzählt von einer wunderschönen und wohlhabenden Geisha, die eines Tages die Toilette aufsuchte und dort zu ihrer Überraschung von ihrer geliebten Katze angefallen wurde, welche kratzte und schrie. Der Hausbesitzer eilte zu Hilfe und erschlug das wilde Tier. Doch während ihr Kopf durch die Luft flog, biss er dort lauernden Giftschlangen den Kopf ab und rettete so die Geisha. Jene war nun über den Verlust der treuen Katze sehr betrübt. Deshalb schenkte ihr der Hausbesitzer zum Trost eine Keramikfigur, welche aussah, wie ihr verstorbenes Tier und ebenfalls Glück bringen sollte.
Während der Edo-Zeit wurden manche Katzen auch zu Göttern erhoben und als Nekogami verehrt. Allein in der Präfektur Miyagi gibt es zehn Schreine, an denen Katzen verehrt werden. Grund dafür ist die dortige Seidenraupenzucht. Katzen jagten und töteten Ratten, welche als natürliche Feinde der Seidenraupen das Geschäft bedrohten. Die Bauern zeigten den Katzen ihre Dankbarkeit, indem sie die Schreine dem sie die Schreine errichteten und Katzengötter anbeteten.

Auch in der heutigen Zeit bestehen die Schreine fort, obwohl die echten Katzen längst nicht mehr so überlebensnotwendig sind wie damals, als sie noch die Seidenraupen und die Ernte beschützen sollten. Dennoch lieben die Japaner ihre Katzen. Nicht ohne Grund sind die Katzen-Bars hier ein beliebter Trend. Bei einem Tee oder Kaffee kann man hier mit seiner eigenen mitgebrachten oder einer fremden Katze schmusen. Und sollte der kleine Liebling einmal entlaufen sein, dann geht man zu einem der Katzen-Tempel und betet für die Rückkehr.

Auf diesen faszinierenden Aspekt, nämlich den Platz der Yokai in der Popkultur Japans, werde ich im nächsten Artikel noch genauer eingehen. Denn obwohl viele der Monster-Tiere uralt wirken, kehren sie in neuen Gewändern oder mit neuen Aufgaben in unsere moderne Welt zurück. Genau diese Anpassung wird wohl der Grund sein, warum sie die Jahre überdauern konnten und nach wie vor die Menschen faszinieren.

cLeo

Quellen:

G.Rosenkranz: *Shinto.Der Weg der Götter*. 2003.
Lafcadio Hearn: *Das Japanbuch*. 1919.
Lafcadio Hearn: *Gespenstergeschichten aus Japan*. 1978.
Matthew Meyer:*The Night Parade of One Hundred Demons: a Field Guide to Japanese Yokai*. 2012.
Elisabeth Scherer (Hrsg.): *Unheimlich prominent. Yokai und Yurei in der japanischen Kulturgeschichte*. Düsseldorfer Japanstudien 4, 2012

Der Zauber der Zähne

**„Zweiunddreißig Schimmel
auf einem roten Hang -
erst malmen sie,
dann stampfen sie
und warten wieder lang.“**
J.R.R. Tolkien

Wie jeder andere Mensch habe ich Träume. Ich meine damit nicht Lebensvisionen, sondern die nächtlichen Bilderboten. Es gibt schlimme und gute; und dann gibt es für mich die immer wiederkehrenden Zahnträume. Meinen ersten, an den ich mich bewusst erinnern kann, hatte ich in der Nacht zu meinem elften Geburtstag. Ich lag mit dem Kopf nach unten in einem schmalen, steil abfallenden Tunnel, in dem ich nicht einmal aufrecht sitzen hätte können. Meine Zähne sind mir nacheinander einzeln heraus gefallen und von dort, wo sie das Zahnfleisch verließen, bildeten sich Blutströme, die den Tunnel hinab flossen und immer größer wurden. Ich möchte hier keine Horrorgeschichte daraus machen, aber ihr habt wohl verstanden, dass mich dieser Traum nachhaltig beeindruckt hat. Seitdem habe ich ab und zu Zahnträume. Immer verliere ich in ihnen meine Zähne auf unterschiedlichste Weise. Sie bröckeln weg, verfaulen oder sie werden ausgeschlagen. Meist passiert in den darauf folgenden Tagen ein für mich einschneidendes und schlimmes Ereignis.
Ich habe ein bisschen herumgefragt und entdeckte, dass vielen schon ähnliche Träume begegnet sind. In diesem Artikel soll es aber nicht vordergründig um Traumdeutung gehen, sondern um das Symbol der Zähne an sich.

Symbol, Psychologie und Körper

Was Zähne symbolisieren, dürfte wohl jedem klar sein. Sie geben dem Leben Biss, stehen für Durchsetzungsvermögen und Aggression. In allen Hunderatgebern steht deshalb, dass es keine gute Idee ist das Tier anzulächeln, da man ihm dabei die Zähne zeigt. Ein Traum vom Verlieren der Zähne deutet sowohl auf die Angst hin, dass man einer Situation nicht gewachsen ist, als auch auf den Verlust von etwas oder jemandem, aus dem wir bis dahin Stärke bezogen. Aus diesem Grund werden manchmal Zahnträume auch so gedeutet, dass der Todesfall eines Angehörigen ins Haus steht.

Siegmund Freud sexualisierte die Zahnträume, wie es so seine Art war. Er und viele seiner Kollegen unterschieden dort aber zwischen Zahnreizträumen und Zahnarztträumen. Sobald die Zähne dem Träumer von einer außenstehenden Person entfernt werden, gehe es ganz klar um eine Kastrationsangst. Ein sich von selbst auflösendes Gebiss stehe bei Männern für Onanie und die gleichzeitige Scham davor. Der Träumer habe wohl nicht genug Biss, um eine Frau zu bekommen. Bei Frauen, so schreibt C. G. Jung, sind die Zahnreizträume als Geburtsträume zu verstehen, die aber auch mit der Kastrationsangst verwandt sind. So verliert die Frau bei der Geburt eines Kindes ja auch einen Teil, der einmal zu ihrem Körper gehört hat. Freud prägte auch den Begriff *Vagina dentata*, die bezahnte Vagina. Der Mythos einer männerverschlingenden, bezahnten Vagina war schon lange in Asien verbreitet, bevor ihn Freud in Europa populär gemacht hat. Er schreibt zwar, dass Zahnreizträume nicht unbedingt etwas mit Sexualität zu tun haben müssen, aber dass es auffällig ist, dass durch die Scham vor Genitalien und sexuellen Praktiken oft die weniger verfänglichen Körperteile und meist sogar das Gesicht als Symbol dienen müssen: Schamlippen-Lippen, Pobacken-Wangen, „Die Nase eines Mannes...“

Aber zurück zu den Zähnen. Die Zähne sorgen für unser Überleben, im eigentlichen und im übertragenden Sinne. Zum einen reißen sie Stücke aus Pflanzen und Tieren, um das eigene Leben zu erhalten, zum anderen stehen sie auch im Zusammenhang mit unserem Geist. Wie unser Hirn Informationen verarbeitet, so nehmen die Zähne Nahrung auf. Das Leben wird portionsweise aufgenommen, zerkleinert und so auf zu verdauende Größe gebracht.
Zähne stehen auch durch ihre Härte und Farbe für Stärke und Lebenskraft. Wenn das Fleisch schon längst verfault ist, grinst immer noch das Gebiss in den Totenschädeln. Es ist der einzige am lebenden Menschen sichtbare Teil, der die Zeit der Verwesung überdauert. Man könnte also leicht auf die Idee kommen, dass unsere Zähne auch ein besonderer Sitz unserer Lebenskraft sind.

Geschichte und Kulturen

In verschiedensten Zeiten und Kulturen unterlagen die Zähne unterschiedlichsten Idealvorstellungen und somit Modifikationen. Da die Zähne die ersten „Werkzeuge“ des Menschen waren und für Stärke und Mut standen, wurde schon früh versucht sich diese Kraft zunutze zu machen. Die eigenen Zähne wurden schon früh gepflegt. Von Tieren, die als besonders stark galten, wurde Schmuck aus den Zähnen gefertigt, um so die Kräfte des Tieres auf den Schmuckträger zu übertragen. Funde aus der Steinzeit belegen auch, dass sogar versucht wurde Prothesen aus Tierzähnen herzustellen, um eine noch größere Gesundheit und Stärke zu demonstrieren. Allerdings waren sie nicht zum Kauen zu verwenden. Überall auf der Welt wurde das Feilen von Zähnen, ob zum Anspitzen oder um Lücken zu erhalten, praktiziert. Bei einigen Völkern ist das Anspitzen der Zähne eine rituelle Handlung, um den Übergang ins Jagdalter anzuzeigen, also ein Initiationsritus, der den Jäger der Beute ähnlich macht. Dies soll zugleich Wesensverwandtschaft und Respekt dem Tier gegenüber bezeugen, aber auch die eigene Macht zeigen. Andere Zeiten des Überganges, um die Zähne zu feilen, sind Hochzeit und Geburt. So dürfen die Frauen der Ibo in Nigeria erst dann gebären, wenn sie gefeilte Zähne haben. Auf Bali werden auch Toten die Zähne gefeilt, bevor der Körper verbrannt wird. Andere Völker bei denen das Anspitzen der Zähne praktiziert wurde und auch heute noch wird, sind die Mentawai auf Sumatra und die Aeta auf den Philippinen. Ein weiterer Grund die Zähne zu feilen, ist sich dem Äußeren des Totemtiers anzugleichen, um so größere Kraft zu erlangen.

Verbreitet war es auch, Zähne bewusst auszuschlagen. Dies wurde bei den Damara in Südafrika getan, um die Stammessprache korrekt aussprechen zu können. Es gilt aber bei einigen Völkern Afrikas auch als Schönheitsideal, die vorderen Schneidezähne zu entfernen, so zum Beispiel bei den Massai. Teilweise sind sie noch heute der Meinung, dass alle Menschen mit vollständigem Gebiss wie Esel aussehen würden und eigentlich nicht ganz ernst zu nehmen sind. Sich die vorderen Zähne selbst und ohne Betäubung auszuschlagen war auch ein Initiationsritus bei einzelnen Aborigines-Stämmen.

Oft ist das Ausschlagen der Zähne aber eher eine Praktik, um den Betroffenen hässlich zu machen und ihm und Anderen so seinen niederen Stand anzuzeigen. Wer seine Zähne verliert, verliert den „Biss“ und die Stärke.
Das kann wohl auch der Grund sein, warum im asiatischen Raum und speziell in Japan die Zähne geschwärzt wurden. Zuerst galt es als schön und aufreizend augenscheinlich keine Zähne zu haben. Der Mund wirkt einladender und wird mit der Vulva in Verbindung gebracht. Das Schwärzen der Zähne wird in Japan seit ungefähr 1000 Jahren praktiziert. Am Anfang wurde es von Männern und Frauen getan. Später wurde das *Ohaguro*, wie es genannt wird, für Männer verboten und nur noch von Frauen angewandt, da es nun Treue und Unterwerfung symbolisierte. Die Frauen hatten ihren Biss verloren und waren wie zahnlose Kleinkinder auf ihre Ernährer angewiesen. Heute ist das Zähneschwärzen in Japan nicht mehr üblich, aber in ländlichen Gegenden Nordvietnams zeigen verheiratete Frauen noch stolz ihre schwarzen Zähne.
Im barocken Europa galt es als sittsam die Zähne hinter Fächern zu verstecken. Das „Tier" wurde so versteckt. Allerdings wird auch die noch ungenügende Zahnhygiene ein Grund dafür gewesen sein.
Die Maya in Mittelamerika und die Dayak auf Borneo schmückten ihre Zähne mit implantierten Halbedelsteinen, Perlmutt und Edelmetallen. Diese äußerst schmerzhafte Prozedur, bei der oft der gesamte Zahn durchbohrt wurde, war zugleich Mutprobe und Belohnung bei erfolgreicher Schmückung.

Mythen und Zauber

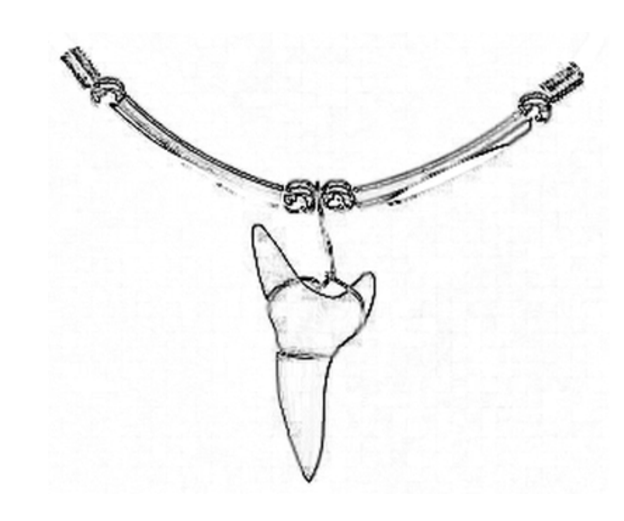
Zähne als Mittelpunkt eines Mythos sind rar gesät. Die finsteren oder doch zumindest unangenehmen Gestalten haben oft übertriebene Hauer. Prinzessinnen und andere liebreizende Maiden haben hingegen Zähne, die gleich strahlenden Perlenketten aufgefädelt sind.
Der Hindugott Ganesha hat einen abgebrochenen Zahn. Wie er diesen verloren hat, darüber gibt es mehrere Geschichten. Er besitzt auch einen Elefantenkopf und die Stoßzähne von Elefanten haben eigene Bedeutungen.
Der griechische Prinz Kadmos, Sohn des Agenor von Phönizien, wurde mit seinen Brüdern ausgeschickt, um die von Zeus geraubte Europa zu suchen. Auf seiner Suche musste Kadmos einen Drachen töten. Athene befahl ihm, die Hälfte der Drachenzähne einzupflanzen. Daraufhin wuchsen kriegerische Männer aus dem Boden, die Sparten oder Spartoi (altgriechisch „Ausgesäte“), die sich gegenseitig erschlugen, bis nur noch fünf von ihnen übrig blieben. Mit diesen fünf erbaute Kadmos die Stadt Theben. Die andere Hälfte der Zähne gab Athene übrigens Aietes, dem Herren von Kolchis. Als der Held Jason von Aietes dessen goldenes Widderfell forderte, bot jener ihm einen Handel an: Jason bekäme des Fell, wenn er die Drachenzähne aussähen würde und die daraus erwachsenden Krieger töten könnte. Gesagt, getan: Als diese Sparten ausgereift waren, warf Jason einen Stein in ihre Mitte; daraufhin schlachteten sie sich restlos gegenseitig ab.

Aus unserer heimischen Mythenwelt sind uns die übergroßen Zähne der Frau Holle wohlbekannt. Zähne drücken nicht nur Aggression aus, sondern auch Weisheit und Macht. Sie sind ein Merkmal zauberkundiger Frauen, des Archetyps der Alten also. Diesen Frauen kann keiner etwas vormachen. Sie prüfen jeden Ankömmling gnadenlos und wer die Prüfung nicht besteht und sich als minderwertig erweist, wird verschlungen oder doch zumindest hart bestraft. Auch Baba Jaga ist keine Schönheit und wird mit den Hauern eines Ebers dargestellt. Bei ihr haben nur auf aufrichtigsten und gewitztesten jungen Männer die Chance, ihre Hütte lebend und beschenkt wieder zu verlassen. Eberzähne finden wir auch bei der wilden Zauberin Cundrie. Nachdem Parzival in der Gralsburg versagt hat, wird er von ihr öffentlich gedemütigt und bloßgestellt.

Die in unseren Breiten am häufigsten für Zauber verwendeten Zähne waren übrigens die des Wolfs und die des Menschen. Da die Zähne einer verstorbenen Kreatur immer noch deren Eigenschaften in sich tragen, kann man sie zur Abschreckung und für Schutzzauber verwenden. Je stärker das Tier, desto stärker natürlich der Zauber. Wolfszähne verwendete man deshalb besonders oft für Abwehr- und Heilzauber. Man trug sie als Amulett oder vergrub sie vor Scheunen und Ställen, um andere Räuber von den Tieren fernzuhalten.
Ganz ähnlich war und ist es mit den Zähnen eines verstorbenen Menschen. Sie lassen sich für die verschiedensten magischen Praktiken benutzen. Getragen oder verräuchert können sie uns Stärke und Mut verleihen und vor Bedrohung und Nachstellung jeglicher Art beschützen. Wenn eine Schwangere Zähne verliert, soll es laut Aberglauben ein männlicher Nachkomme werden und an einem Freitag mischt man klein gemahlene Zähne (solang sie an diesem Tag ausgefallen sind) in das Essen von schwächlichen Kindern, damit sie stärker werden und schneller wachsen. Generell können Zähne verstorbener Angehöriger Ausdruck der Lebenskraft unserer Vorfahren sein, die in uns weiterlebt und sozusagen als eine Art Totem oder Talisman dienen.

Geschichten und die Betonung von Zähnen haben also immer etwas mit Stärkezuwachs oder -verlust zu tun. Wie passt da eigentlich die Zahnfee ins Bild? Diese Gestalt ist eine recht neue Erfindung, um Kindern den teilweise beunruhigenden Zahnverlust zu versüßen. Das ist eine ebenso einfache Bestechungsmethode, wie es der Zahnarzt mit den kleinen Gimmicks weiter praktiziert, aber leider nicht mehr für mich.

Arminte



Quellen:

S. Freud: *Die Traumdeutung*, 1922, Neudr. 2012.
The Archive for Research in Archetypal Symbolism, 2011.
M. Garve: *Rituelle Deformierungen der Zähne und deren Einfluss auf das orofaziale System bei Naturvölkern am Beispiel der Bench in Südwest-Äthiopien*, 2011.
W. Bauer / I. Dümotz / S. Golowin: *Lexikon der Symbole*, 2006.
E. Hoffmann-Krayer / H. Baechtold-Staeubli: *Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens*, Neudr. 1974.
J. R. R. Tolkien: *Der Hobbit oder: Hin und zurück*, 2012.

Besessenheit und Exorzismus

Teil I Die Besessenheit

Zugegebenermaßen klingt die Überschrift reißerisch und erinnert den unbedarften Leser vielleicht an Filmproduktionen, in denen beinahe immer Mädchen oder junge Frauen wehrlos dem Bösen ausgesetzt sind. Meistens werden ihre Seelen von aufopferungsvollen christlichen Priestern gerettet. Aus dramaturgischen Gründen gibt es oft Tote auf der einen oder anderen Seite.

Die pagane Wirklichkeit ist weniger spektakulär und auch weniger gruselig. In den meisten Ritualen wird mit gewollter Besessenheit gearbeitet. Wicca rufen ihre Göttinnen und Götter in sich hinein. Neoschamanen treiben ganz selbstverständlich schadende Geister aus. Meistens ist das zwar anstrengend, aber keineswegs filmreif.

Die christliche Realität scheint ebenfalls etwas anders als im Film zu sein: Tatsächlich war der Besessene, dessen Schicksal Vorlage zum Film „Der Exorzist" wurde, ein Junge. Dessen Exorzismus gelang übrigens erst nach mehrmaligen Anläufen und dauerte tagelang.

Und überhaupt ist die ganze Thematik keine christliche Erfindung. Exorzisten und demzufolge auch Besessenheit gab es bereits in Mesopotamien, Ägypten und dem antiken Griechenland.

Die Besessenheit

Wenn wir uns dem Thema des Exorzismus nähern wollen, sollten wir uns zuerst der Besessenheit widmen. Ein Definitionsversuch sollte nicht allzu schwer fallen, auch die Abgrenzung zur Umsessenheit fällt auf den ersten Blick recht leicht. Das Wort *Besessenheit* trägt seine Bedeutung bereits in sich, denn letztlich entlehnt es sich aus dem *Besitz*. Bei einer Besessenheit gerät ein Individuum in den Besitz eines ätherischen Wesens. In diesem Kontext möchte ich bewusst von einem Wesen sprechen. Es ist für eine Besessenheit irrelevant, ob nun ein Dämon, ein verstorbener Geist oder eine Gottheit die Kontrolle über eine Person hat. Das kann durchaus unangenehm werden, sowohl für Anwesende als auch für den Besessenen selbst.

Wenn jemand besessen ist, bedeutet das also, dass er einem anderen Wesen gehört. Allerdings ist dieser Zustand nicht von unbegrenzter Dauer. Das besessene Geschöpf wird in aller Regel nicht ewig zum Eigentum des Wesens, sondern nur für eine gewisse Zeit für dessen Zwecke benutzt. In sehr extremen Fällen von Besessenheit kann es aber auch vorkommen, dass der besessene Mensch stirbt.

Die betroffene Person kann durch eine Besessenheit vom Wesen kontrolliert werden. Das kann sowohl die Gefühls- und Gedankenwelt, als auch den Sprachgebrauch, das Handeln und das Körperempfinden betreffen. Es kommt durchaus vor, dass die als Wirt benutzte Person von diesen Geschehnissen kaum etwas mitbekommt. Das eigentliche Bewusstsein des Besessenen wird manchmal so weit in den Hintergrund gedrängt, dass er nicht in der Lage ist, sich an die Handlungen während der Besessenheit zu erinnern. Das hängt aber nicht nur von der Wesenheit, sondern auch vom mentalen und manchmal auch vom körperlichen Zustand der Person ab. In der Regel könnte man behaupten, dass eine Besessenheit stärker in den Vordergrund tritt, je weniger Kraft der Person zur Verfügung steht, sich dagegen zu wehren. An diesem Punkt müssen wir differenzieren, denn diese Theorie trifft nur dann zu, wenn es sich um eine ungewollte Besessenheit handelt.

Eine weitere und äußerst wichtige Eigenart einer Besessenheit ist der Austausch der Persönlichkeit. Es kann vorkommen, dass die Persönlichkeit des Wesens ganz in den Mittelpunkt rückt. Eigenschaften der besessenen Person sind dann kaum mehr zu beobachten.

In so gut wie allen mir bekannten Fällen wird eine Besessenheit erst möglich, wenn sich eine Person in einer mehr oder minder intensiven Trance befindet. Das normale Bewusstsein hat dann nicht mehr die Oberhand über Geist und Körper. Praktisch gesehen rückt der Geist aus seinem Wachzustand heraus und macht Platz für andere Dinge, die in den Vordergrund treten sollen. Bei Arbeiten mit dem Unbewussten mit Hilfe von Meditation oder Trancereisen geschieht das ebenso, wie bei gewissen Atemtechniken oder ekstatischen Tänzen, beispielsweise zu Trommeln und Gesang. Wenn man sich also aus dem Wachzustand mittels Trance entfernt, räumt man in sich Platz für Erfahrungen aus dem Unterbewusstsein frei oder kann die eigene Göttlichkeit erleben. Dies ist ein günstiger Zustand für eine Besessenheit, zumal in Trance recht wenig Gegenwehr vom wachsamen Geist zu erwarten ist.

Auch ist eine Besessenheit in gewissen Schlafphasen möglich, da diese starke Ähnlichkeiten mit den Trancezuständen besitzen. Zu dieser Sonderform zählen möglicherweise Geschichten von Inkubi und Sukkubi und ähnliche Phänomene. Da ich persönlich jedoch keine eigenen Erfahrungen zu diesen Formen aufweisen kann, sollen sie nur am Rande erwähnt bleiben.

Besessenheit und Invokation

Wenn wir eine Besessenheit so definieren, dass ein anderes Wesen sich unserer bemächtigt, dann finden wir sehr schnell Parallelen zur magischen Technik der Invokation. Bei einer solchen können wir von einer gewollten Besessenheit sprechen. Wir bieten einem Wesen willentlich die Kontrolle über unseren Körper an und rufen es sogar in uns hinein. Bei einer erfolgreichen Invokation können wir das gleiche Verhalten beobachten, wie wir es bei einer ungewollten Besessenheit vorfinden würden. Die Wesenheit übernimmt die Kontrolle über unseren Körper und lässt unser eigenes Bewusstsein in den Hintergrund treten.

In der Regel sind Invokationen allerdings leichter wieder rückgängig zu machen als eine ungewollte Besessenheit. Das hängt damit zusammen, dass sich der Invozierte normalerweise in einer guten mentalen Konstitution befindet. Sein Bewusstsein kann aus eigener Kraft heraus wieder die Kontrolle erlangen, wodurch die Besessenheit von selbst abebbt. Andererseits hat man ein Wesen meist nur für einen bestimmten Zweck in den Körper gerufen. Wenn die betreffende Aufgabe erledigt wurde, verlässt das Wesen den Körper meist von allein. Normalerweise hat es kein Interesse daran, sein Gefäß weiterhin zu nutzen, wenn es ihm nicht notwendig erscheint.

Natürlich gibt es auch Techniken, die irgendwo in einer Grauzone liegen. So kann bei spiritistischen Sitzungen oder Totenbeschwörungen ein Herbeirufen der Wesenheit durchaus in eine Besessenheit übergehen. Gerade medial begabte Personen sind für eine solche Möglichkeit recht anfällig. Ihre Kanäle zur feinstofflichen Welt sind nicht selten offen und damit auch durchlässig. Es ist anzunehmen, dass es einem Totengeist zum Beispiel leichter fällt einen

Körper in Besitz zu nehmen, als sich im Raum zu manifestieren oder Gegenstände zu bewegen. Denn ebenso wie wir, haushalten solche Wesen mit ihrer Energie und gehen meist den Weg des geringsten Widerstandes.

Die Umsessenheit

Ein weiteres Phänomen, was ich hier kurz aufführen möchte, ist die sogenannte Umsessenheit. Sie lässt sich leicht von einer Besessenheit unterscheiden. Die Wesenheit ist in solch einem Fall nicht in einer Person anzufinden, sondern an einen Ort oder Gegenstand gebunden. Umsessenheiten sind selbst in der Natur nicht selten. Darunter würden Elfen oder Feen fallen, die sich in einem bestimmten Baum eingenistet haben, oder auch ein Wächter des Waldes, der in der Nacht durchs Unterholz stapft. Ebenso wäre ein traditionelles Spukhaus ein typisches Beispiel für eine Umsessenheit. Dort finden wir Poltergeister oder die Geister der darin Verstorbenen.
Üblicherweise endet ein solcher Spuk recht einfach, nämlich indem man den entsprechenden Ort verlässt. Wenn man allerdings in einem heimgesuchten Haus wohnt, dann ist diese Möglichkeit mitunter nur bedingt gegeben. Es ergibt sich schnell ein Zwiespalt der Interessen, da in der Regel solch ein Wesen durchaus die Berechtigung hat, an seinem Ort zu verweilen. Wenn es sich dann vom neuen Mitbewohner gestört fühlt, agiert es, um seinen eigenen Interessen Nachdruck zu verleihen. Das kann für die neuen Hausbewohner auch gefährlich werden.
Zu diesem Punkt sei noch erwähnt, dass aus einer Umsessenheit auch eine Besessenheit entstehen kann.
Vordergründig tritt solch ein Phänomen allerdings nur bei schadhaften oder dämonischen Wesen auf. Ein Waldgeist würde wahrscheinlich nicht so schnell auf die Idee kommen, seine Verhaltensmuster derart anzupassen und seinen Aufgabenbereich zu verändern.

Die Tradition der Besessenheit

In den vergangenen Jahrtausenden hatte die Besessenheit innerhalb der religiösen Praktiken vieler Kulturen einen festen Platz. Als Beispiel seien hier die vielen Völker mit schamanischen Traditionen genannt. Der Schamane konnte seine Schutz- und Hilfsgeister in sich hinein rufen und ihre Eigenschaften und Persönlichkeit annehmen. Dadurch war es ihm möglich, mit anderen Geistern zu reden oder deren Stärke zu nutzen. Normalerweise sind solche schamanischen Kulte animistisch. Das bedeutet, dass jede Materie, jedes Tier, jede Pflanze und jeder Stein mit einem Geist ausgestattet ist, mit dem man kommunizieren oder anderweitig arbeiten kann. So kann der heilende Geist einer Pflanze in einen Patienten gesendet werden, um dort eine Krankheit zu bekämpfen. Der Schamane kann den Geist aber auch in sich aufnehmen und die heilenden Handlungen im Zustand der Besessenheit ausführen.

Eine weitere und recht weitläufige Form der Besessenheit wurde bei der Weissagung genutzt. Allerdings würde ich nicht behaupten wollen, dass jede Weissagung eines Orakels durch eine Besessenheit zustande gekommen ist. Auch das Orakel ist in Trance und daher seines Bewusstseins entrückt. Dabei setzt sich jedoch keine Wesenheit im Körper fest. Stattdessen wird eine Verbindung vom göttlichen Selbst zum Göttlichen im Außen aufgebaut. Durch diese Verbindung kann man ebenso gut die Zeichen der Götter deuten und sie weitergeben. Allerdings kann es auch vorkommen, dass sich die Gottheit des Orakels der weissagenden Person bemächtigt und durch ihren Mund direkt Antwort gibt. Solche Beispiele findet man unter anderem in antiken Niederschriften der Griechen und im alten Ägypten. Im Buddhismus soll es seit

dem 8. Jahrhundert u. Z. entsprechende Orakel gegeben haben, die mit einer Form von Besessenheit arbeiteten.

Ein innerhalb der magischen Szene sehr bekanntes Beispiel für eine Besessenheit ist die Niederschrift des Liber Al vel Legis. Dieses „Buch des Gesetzes“ soll Aleister Crowley im Jahre 1904 von einem Wesen namens Aiwass diktiert worden Als Medium für das Diktat diente angeblich Crowleys Frau Rose Kelly.
Meiner Meinung nach ist es höchst unwahrscheinlich, dass Crowley und Kelly bereits vor dem Beginn des Kontaktes ein Wesen namens Aiwass bekannt war. Zumindest fand ich dazu keine Anhaltspunkte in früheren Schriften oder Korrespondenzen von Crowley. Somit wäre es aufgrund der Wichtigkeit dieser Botschaft für Aiwass sicherlich ein gutes Mittel gewesen, sich durch eine Besessenheit Kellys gegenüber Crowley Gehör zu verschaffen. Dass die Grenzen zwischen einer leichten Besessenheit und dem Channeling eines solchen Wesens durchaus fließend sein können, ist vielleicht auch dem einen oder anderen Leser aus eigenen Erfahrungen bekannt.

Besessenheit im Wicca

Als ein weiteres Beispiel für die Nutzung von willentlicher Besessenheit können wir uns in der heutigen Zeit die Mysterientradition Wicca anschauen. Diese nutzt schon seit ihrer Gründung die Technik der Invokation von Gottheiten. Die Besessenheit ist sozusagen ein fester Bestandteil der Praxis, wie sie es auch in der Religion des Voodoo ist, nur mit einer deutlich anderen Ausprägung.
Im Wicca gibt es kein festes Pantheon. Die verschiedenen Coven nutzen entweder Gottheiten, auf die sie sich geeinigt haben oder die dem bestimmten Ritual dienlich sein könnten. In manchen Fällen gibt es Gottheiten, die dem Coven und seinen Mitgliedern in gewisser Weise besonders zugetan sind und somit häufiger invoziert werden.

Der Zweck einer Besessenheit im Wicca kann zwar variieren, doch einige Gründe dürften immer Gültigkeit behalten. Durch eine Invokation wird das Band zwischen dem Besessenen und der Gottheit gestärkt. Die Kanäle zum Göttlichen werden offen gehalten und gepflegt. Für Einsteiger ist eine solche Invokation mitunter die erste manifeste Erfahrung mit einer Gottheit und hat dadurch einen besonderen Stellenwert im weiteren Werdegang des Wicca-Priesters.
Eine Besonderheit dieser Praxis ist die Möglichkeit, Botschaften unmittelbar von einer Gottheit zu erhalten. Diese können die Mysterien betreffen oder ganz persönlicher Natur sein. Solches wird meist mit dem Begriff *Charge* bezeichnet, wobei diese im Wicca nicht mit dem Text von Doreen Valiente gleichgesetzt werden sollte. Doreens Text ist die sogenannte klassische Charge, deren Rezitation oftmals in traditionellen Wicca-Ritualen vorgesehen ist. Dennoch ist es möglich, dass während einer Besessenheit die entsprechende Gottheit durch den Mund des Priesters Unterweisungen oder Aufträge ausspricht, die auch *Charge* genannt werden.
Eine solch intensive willentliche Besessenheit benötigt oftmals eine tiefe Trance. Nicht immer wird eine solche Trance erreicht. Dies kann dem Ritualablauf geschuldet sein oder einfach der Tatsache, dass der Priester nicht sämtliche Kontrolle abgeben möchte, um einen gewissen Einfluss auf die Invokation zu behalten. Doch wenn eine solche Charge, also eine direkte Weisung einer Gottheit, von einem Priester oder einer Priesterin gesprochen wird, ist es meist ein sehr heiliger und kostbarer Moment.

Besessenheit oder Nicht-Besessenheit

Gerade bei einer ungewollten Besessenheit ist es oftmals wichtig, eine solche auch zu

erkennen. Das ist bei Weitem der schwierigste Fall für einen Außenstehenden, doch auch für den Besessenen selbst kann dies mitunter nicht so einfach sein. Es stellt sich ziemlich schnell die Frage, ob es sich wirklich um eine Besessenheit handelt oder um Symptome, die aus Angstzuständen und übersteigerter Phantasie resultieren.

Natürlich ist es auf den ersten Blick nicht leicht, sofort eine Unterscheidung zwischen einem massiven Hineinsteigern, einer echten Besessenheit und einer klinischen psychischen Störung zu treffen.
Es gibt jedoch diverse Einschränkungen. Aus verschiedenen Berichten wissen wir, dass eine tiefe Besessenheit, die tagelanger Reinigungszeremonien, Gebete, Anrufungen und Austreibungen bedarf, möglich ist. Dennoch sind diese Fälle äußerst selten. Der Regelfall ist allerdings eher, dass der vermeintlich Besessene selbst mit der Situation überfordert ist und Hilfe braucht oder einfach nur seinen eigenen Ängsten anheim gefallen ist.

Für einen magisch aktiven Menschen ist es wahrscheinlicher mit Besessenheit in Berührung zu kommen, als für jemanden, der mit Magie nichts zu schaffen hat. Die willentliche Besessenheit ist daher auch viel häufiger anzutreffen, als die unfreiwillige. Dennoch begegnet man immer wieder Menschen, die meinen, dass sie besessen sind. Oftmals ist ein solcher Mensch einem Irrtum unterlegen. Meist handelt es sich um Ängste, vielleicht um seelische Überbelastung oder sogar um den Wunsch besessen zu sein. Das mag zunächst nicht allzu gefährlich klingen, doch können durch die Überzeugung des Betroffenen sehr viele Leiden durchlebt werden. Auch Schein-Besessenheiten sind daher durchaus ernstzunehmende Situationen, die Einfühlsamkeit erfordern.
Bei einer beginnenden ungewollten Besessenheit nach oder während eines Rituals reichen mitunter eine gute Erdung und eine gründliche Reinigung des Betroffenen aus, um der Wesenheit Einhalt zu gebieten. Eine anschließende Reinigung und/oder Bannung des Raumes halte ich als Ergänzung für sinnvoll. Ob es sich bei diesen Handlungen schon um einen richtigen Exorzismus handelt, werden wir im nächsten Artikel klären.

Zusammenfassung

Zum Ausüben von mancherlei Magie, ganz besonders aber zum Erleben der eigenen Spiritualität, ist die beabsichtigte Besessenheit eines der wichtigsten Werkzeuge. Darüber hinaus ist für die meisten praktizierenden Neuheiden der Umgang mit Wesen aus der anderen Welt etwas völlig Normales. Wenn man sich der feinstofflichen Welt öffnet, kann es jederzeit auch ohne Absicht zu einer Besessenheit kommen. Aber das ist letztlich ebenso normal und nur in den seltensten Fällen etwas Dramatisches. Das Göttliche sucht sich eben seinen Weg und wenn ein Mensch offen dafür ist, kann ein solcher direkter Kontakt ein wahrhaftes Geschenk sein.
Schlussendlich ist es nämlich gelebte Spiritualität; hautnah erfahrbar, völlig lebendig und auf ihre Art wundervoll.

Sammy

Die Feuer zu Mittsommer

Brauchtum rund um die Sommersonnenwende

Der Sommer ist nun eingeläutet und bald können wir dem Höhepunkt der Sonne entgegen blicken.
Nach unserem astronomischen Kalender ist am 21. Juni der Sonnenbogen für uns Menschen auf der Nordhalbkugel am höchsten und am weitesten. Dieser Tag ist der längste im Jahr, von nun an werden die Nächte also wieder länger.
Das Fest der Sommersonnenwende wurde bei den Kelten, genauso wie die Wintersonnenwende, zwölf Tage und Nächte lang gefeiert. Da es im Zuge der Christianisierung nicht gelang, die Sonnenwendfeiern zu verbieten, wurde das Fest kalendarisch auf den 24. Juni festgelegt und dieser Tag wurde Johannes dem Täufer geweiht. Daher nennt man hierzulande die Sonnenwendfeuer vielerorts auch Johannisfeuer, die in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni brennen.
Die Johannisfeuer mit ihren Tänzen, die Feuerräder und das Scheibenschlagen gehen eindeutig auf viel ältere Volksbräuche zurück. Viele Bräuche und Volksglauben sind mit dem Johannistag verbunden und einige Kräuter und Pflanzen stehen mit seinem Namensgeber in sprachlicher Verbindung; wie das Johanniskraut, das um diesen Termin blüht. Die Johannisbeere erreicht ihre Reife, die Johannisnüsse (grüne Walnüsse) sind zu diesem Zeitpunkt zu ernten und die Johanniskäfer (Glühwürmchen) entfalten ihre Leuchtkraft in der Zeit rund um die Johannisnacht.

Von Feuerbräuchen und Feentanz

„Sieht man Geister auf und ab,
sieht am Kirchhofszaun sie lauern.
Und wir Elfen, die mit Tanz
Hekates Gespann umhüpfen
Und, gescheucht vom Sonnenglanz,
Träumen gleich, ins Dunkel schlüpfen."
(Puck, fünfter Aufzug, 1.Szene aus "Der Sommernachtstraum" von Shakespeare)

In dieser Zeit sind wir der Anderswelt sehr nahe, einer Zeit, in der sich uns das Reich der Elfen, Feen und Devas erschließen kann. Denn die großen Feste sind die Nahtstellen im Jahr, wo Unsichtbares sichtbar wird. Selbst Shakespeare hat den längsten Tag des Jahres in seinem oben zitierten Stück "Sommernachtstraum" aufgegriffen und lässt die Welt der Elfen und Devas mit der Welt der Menschen verschmelzen.
Dem Licht, der Wärme und der Kraft des Feuers sprach man reinigende, fruchtbarkeitsspendende und göttliche Eigenschaften zu. Es fanden Feuerläufe statt, Feuerräder wurden von Hügeln gerollt und ein Höhepunkt war der Sprung durch das Feuer. Damit konnte man sich von allem Dunklen und allen Krankheiten befreien. Springt ein Paar händchenhaltend über das Feuer, ohne sich loszulassen, kann dies eine lang anhaltende Liebe bedeuten. Auch Tiere wurden zum Schutz vor Krankheiten durch die Asche getrieben. Angebrannte Holzstücke steckte man in Felder und Äcker, um diese vor Ungeziefer zu schützen.

In dieser Nacht soll der Farn Blüten treiben und dabei auch gleich aussamen. Mit Hilfe der Samen, so hieß es, könne man verborgene Schätze ausfindig machen, stich- und kugelfest werden und allerhand Liebeszauber bewirken. Am Mittag des Johannistages können verwunschene Jungfrauen erlöst werden und man hört in Seen oder auch im Meer versunkene Glocken läuten. Es heißt, in dieser Nacht sei die Sprache der Tiere zu verstehen und Rutengänger schneiden die Zweige für ihre Wünschelruten. Ebenso sagt man den in dieser Nacht hergestellten Zauberstäben eine besondere Wirkung nach. Doch es galt sich auch vor den Feen in dieser Nacht zu schützen. So schmückte man die Häuser mit Girlanden aus Efeu, Johanniskraut, Schafgarbe, Wegerich und gelben Margariten gegen Unheil und umherstreifende Unholde oder Elfen. Wird eine Frau in der Johannisnacht schwanger, so soll das Kind später die Gabe des Bösen Blickes haben. Und in der deutschen Mythologie der Gebrüder Grimm heißt es *„wer eines Montags drei Stunden nach Sonnenaufgang zur Zeit der Sommernachtgleiche geboren ist, kann mit Geistern umgehen*".[1]
Der Tau am Morgen nach Mittsommer soll von den Elfen und Feen gesegnet sein und wird gesammelt und gegen Krankheiten eingesetzt.

Heilkräuter und Kräutersträuße

Oft werden bei dem Wort "Ernte" die Heilkräuter völlig vergessen und nur an Getreide, Obst und Gras gedacht. Dabei ist gerade die Sommersonnenwende der wichtigste Zeitpunkt für die Kräuter. Traditionell werden auch heute noch zu Litha Heilkräuter geerntet und zum Trocknen aufgehängt, da man der Ansicht ist, dass an diesem Sabbat ihre Kräfte am stärksten sind. Kräutersträuße zur Sonnenwende zu binden, ist ein sehr alter Brauch. Die Kräuter wurden geweiht oder auch ins Johannisfeuer geworfen, das sollte Glück bringen. Mancherorts legen die Mädchen das Sträußchen nachts unter das Kopfkissen, das soll nämlich Glück in der Liebe bringen. Bekannt war auch der Brauch, junger Mädchen am Johannistag neun verschiedene Blumen beziehungsweise Kräuter zu pflücken und daraus den Johanniskranz mit einem zur gleichen Stunde gesponnenem Garn zu flechten. Dieser wurde vor das Haus gehängt, um vor bösen Geistern und Dämonen zu schützen. Ein anderer Brauch ist es eine aus Eichenlaub geflochtene Johanniskrone an Tür oder Dach zu binden, um Thor zu bitten, das so geschmückte Bauwerk vor seinen Blitzen zu schützen.
Die Christen haben den Brauch der Kräutersträuße übernommen. Aber nicht irgendwelche Pflanzen dürfen verwendet werden, sondern es gibt für die sogenannten Johannisbuschen genaue Vorschriften. Die traditionell gesammelten Kräuter sind von Gegend zu Gegend verschieden. Manchmal sind es sieben, neun oder sogar fünfzehn. Immer steht jedoch eine Sonnenpflanze im Mittelpunkt. Das konnte Königskerze, Johanniskraut oder auch Sonnenblume sein. Der Neuner-Buschen in meiner Heimat besteht zum Beispiel aus Johanniskraut, Schafgarbe, Baldrian, Arnika, Ringelblume, Kamille, Wermut, Pfefferminze und Eberwurz. Auch der Holunder erfährt an diesem Tag besondere Aufmerksamkeit. Es werden Hollerküchlein gebacken und die Feen soll man besonders gut unter einem Hollerbusch liegend beobachten können.

Landwirtschaft im Jahreskreis

"Vor dem Johannistag man Gerst und Hafer nicht loben mag."
"Wenn die Johanniswürmer glänzen, darfst du richten deine Sensen."[2]

[1] Sabine Bohlmann: Die Familienschatzkiste: Bräuche, Rituale, Spiele & Rezepte rund ums Jahr. 2011. S. 99

[2] Bauernregeln

Johanni ist als Lostag in der Überlieferung für die Landwirtschaft und das Wetter von zentraler Bedeutung. Lostage sind jene Tage im Jahr, welche besonders genaue Prognosen über das kommende Wetter ermöglichen. Die Sommersonnenwende leitet meist mit dem Ende der Schafskälte die Erntesaison ein. Traditionell werden Rhabarber und Spargel bis zu diesem Tag geerntet.
Zu Mittsommer sind auch die Futtergräser bereits reif und die Reifeperiode des Sommer-Getreides sowie vieler anderer Nutzpflanzen beginnt. Johanni gilt daher als spätester Termin für die Heuernte, auch in klimatisch schlechten Regionen, wie zum Beispiel an den Küsten Norddeutschlands und in den Alpen. Der Fortschritt der Landwirtschaft und die damit verbundene Intensivierung verschob den Termin der Mahd, also das Mähen von Gras und Getreide, immer weiter nach vorn. Heute gilt der Johannischnitt im Naturschutz als günstiger Termin für die Mahd von Wiesen, da sie die Artenvielfalt der europäischen Kulturlandschaft begünstigt. Die Wiesenpflanzen haben Zeit sich durch Samen zu verbreiten und auch den Bodenbrütern der Vögel und vielen anderen Tieren wie Insekten und Spinnen wird dadurch mehr Zeit für ihr erfolgreiches Vermehren gelassen. In unserer Zeit scheint diese eigentlich selbstverständliche Rücksichtnahme auf Natur- und Tierwelt eben nicht mehr selbstverständlich zu sein. Deshalb werden durch spezielle, finanziell attraktive Naturschutzprogramme die Landwirte dahingehend gesteuert, dass sie möglichst einige Wiesen und Weiden nicht vor dem 16. Juni bewirtschaften.
Auch im Obstbau spielt der Termin eine Rolle. Der Johannistrieb ist der zweite Austrieb von Laubgehölzen um Mittsommer. Hier können noch einmal Schnittmaßnahmen durchgeführt werden. "Johannistrieb" ist auch die spöttische Überlieferung wenn sich ein älterer Mann eine junge Frau nimmt, im Sinne von "zweitem Frühling".

Sonnwendfeuer in den Bergen
Eine persönliche Erinnerung

Ich habe arbeitsbedingt zwei Sommer auf einer Alm in Tirol verbracht und eine der schönsten Erinnerung waren für mich die Johannifeuer. In Tirol wird damit dem Herz-Jesu-Schwur gedacht, mit dem die Tiroler Einheit im Kampf gegen Franzosen und Bayern hergestellt werden sollte. Manch einer behauptete allerdings, dass der Ursprung der Bergfeuer viel weiter zurückliege. Auf vielen Gipfeln rechts und links des Tales werden von den Älplern oder anderen Einheimischen Holz, Löschwasser, Essen und Decken herbeigebracht, ein oft nicht ganz einfaches Unterfangen. Das Holz wird als Feuerstelle in Kreuz- oder Herzform geschichtet und sobald es richtig dunkel ist, angezündet. Wer die Möglichkeit hat, diesem Schauspiel einmal beizuwohnen, der sollte es sich nicht entgehen lassen. Dort, auf meist über 2000 Höhenmetern, finden keine rauschenden Partys statt. Es ist Brauchtum, Pflichterfüllung, oft schwere Arbeit und teils gefährlich aber selbstverständlich auf diese Art den längsten Tag des Jahres zu feiern. Auf so vielen Gipfeln die brennenden Feuer zu sehen, erfüllt einen mit Ehrfurcht, Ehrfurcht vor den uralten Bergen und dem Kreislauf des Jahres. Im Tal klingen die Kirchenglocken und auf dem Gipfel sind wir in dicke Decken gehüllt, trinken Tee und halten Feuerwache. Dann wagen wir den steilen, dunklen Abstieg zurück auf die Alm, schwer bepackt aber tief berührt.

Ich wünsche uns allen ein wunderschönes Litha, an dem wir die Feuer entzünden und mit den Feen und Elfen tanzen wie in einem Sommernachtstraum.

Charima

Rezension

Olga Kharitidi: Samarkand

Vor einer Weile wurde bereits ein Buch von Olga Kharitidi in unserer Zeitung vorgestellt: „Das weiße Land der Seele“. Ähnlich ursprünglich sind die Beschreibungen aus dem zweiten Werk der in Sibirien geborenen Autorin und Medizinerin. In diesem soll es um die Erfahrungen mit schamanischen Praktiken Zentralasiens gehen. Aus jenen entwickelte sie später eine neue Form der Psychotherapie. Sie gibt heute noch zum Thema „Traum-Umwandlung“ in Verbindung mit Traumata Seminare und Workshops, vordergründig in den USA, wo sie mittlerweile zu Hause ist. Das Buch ist sozusagen die Geschichte darüber, wie sie zu diesen neuen Behandlungsmethoden zur Heilung von Traumata gelangt ist.
Eigentlich heißt das Werk nur in der Übersetzung Samarkand. Das Original trägt den klangvollen Titel *The Master of lucid dreams*, also „Der Meister der luziden Träume“. Das gibt wesentlich mehr Auskunft darüber, worum es später gehen soll, als der Titel „Samarkand“. Aber wir wollen ja mal nicht kleinlich sein. Samarkand ist eine Stadt in Usbekistan. Im Buch wird sie als die Stadt der Spiegel bezeichnet. Und genau dahin verschlägt es unsere Autorin.

Die Handlung beginnt an ihrem Arbeitsplatz, einer Nervenklinik in Novosibirsk, wo die Psychiaterin immer wieder mit Frauen konfrontiert wird, die auf verschiedenste Weise Opfer von Gewalt geworden sind. In diesem Bereich stößt die Ärztin oft an ihre Grenzen. Zum einen scheint es ein schier unerschöpfliches Feld an Nachwirkungen zu geben, zum anderen zeigt sich die Heilung einiger dieser Traumata oft als nahezu aussichtslos.
Eines Tages bekommt sie Besuch von einer Bekannten, die in einem Traumforschungsinstitut untergekommen ist und ihr dieses nahebringen will. Olga lässt dich fast widerwillig darauf ein. Nach den ersten Erfahrungen vergeht ein wenig Zeit, bis man sie einlädt, ein Seminar in diesem Institut zu besuchen. Dort lernt sie sogenannte Traumheiler kennen, die gezielt daran arbeiten, Erinnerungen in Träumen wieder herzustellen, die durch ein Trauma verschüttet sind. Dieses Seminar dient dazu, den Teilnehmern etwas über das Trauma und dessen Heilung näher zu bringen.
Der Seminarleiter und Traumheiler Wladimir berichtet über die Traumadämonen. Wenn eine Seele ein Trauma erlitten hat, entsteht eine Lücke in der Erinnerung. Diese kann unter Umständen von einem solchen Dämon besetzt werden. Jener ernährt sich von dem Leid aus dem Trauma, weswegen er immer wieder neues Leid erzeugen muss. Durch diesen Kreislauf kommt es nicht selten vor, dass Opfer von Gewalt später selbst zu Tätern werden.
Nach dem Seminar lädt Wladimir die Teilnehmer zum Kennenlernen seiner Arbeit nach Samarkand ein. In erster Linie soll es darum gehen, die eigenen Traumata zu erkennen und zu heilen. Denn eines macht das Buch sehr deutlich: Ehe man andere heilen kann, muss man selbst geheilt sein. Der Sieg über die Traumadämonen bedeutet die innere Heilung.
Olga fliegt also nach Samarkand und trifft dort weder auf Wladimir noch auf irgendeinen anderen der ihr bekannten Traumheiler. Stattdessen erfährt sie auf eine mystisch-hartnäckige Weise die Gesellschaft eines jungen Mannes, namens Michael, durch den sie Bekanntschaft mit den dort ansässigen schamanisch tätigen Zigeunern macht. Ihre eigene Heilung hat unmerklich begonnen. Zuerst wird Olga mit ihrer eigenen Unzulänglichkeit konfrontiert. Doch genau das ist es, was sie mit Michaels Hilfe die eigene innere Wahrheit ergründen lässt. Sie beginnt sich zu erinnern und frei zu machen von negativen Gefühlen, die sie bereits ein ganzes Leben lang begleiteten. Die Erinnerung ist dabei das wichtigste Element überhaupt.
Nur wer die Lücke in der Erinnerung zu schließen vermag, die ein sogenannter Traumadämon besetzt, kann geheilt werden oder besser gesagt sich selbst heilen. Wenn also ein Dämon so eine Erinnerungslücke einnimmt, wird er den an dieser Stelle entstandenen Schmerz immer wieder reproduzieren. Er erzeugt neues Leid und festigt dadurch seine Existenz.
Ziel der Traumheiler ist es, diese Lücken ins Bewusstsein zu holen, die Erinnerung zu wecken und dadurch die Dämonen zu entmachten. Das wichtigste Mittel hierzu sind luzide Träume.

Das Werk von Olga Kharitidi ist Sachbuch, Roman und Erfahrungsbericht in einem. Einerseits zeigt es Wege der Heilung eines einzelnen Menschen. Andererseits spricht es auch das kollektive Trauma an, egal ob es sich um ein ganzes Volk oder ein bestimmtes Ereignis handelt. Das bedeutet, dass diese Erinnerungslücke, als potentielles Heim für einen Traumadämon, nicht nur in einem einzelnen Menschen entstehen kann, sondern dass sich ganze Völker, Generationen oder Nationen mit dem einen oder anderen Trauma auseinandersetzen müssen, es in sich tragen und an ihre Nachkommen weitergeben.
In dem Buch wird als Beispiel dafür sehr eindrucksvoll beschrieben, wie einst ein tyrannischer Herrscher sein Zepter über Samarkand hielt und wie stark das Echo davon an manchen Orten und in den Seelen der Menschen dieser Stadt noch ist. Es wird erklärt, wie schnell ein Traumadämon weiter gegeben wird und wie viel Leid dadurch erzeugt werden kann.
Der Mensch ist eigentlich kein Raubtier. Und dennoch ist er durch die Taten, die aus inneren Ängsten entstehen, das gefährlichste Tier überhaupt.

Diese Art zu denken, hilft dabei vieles Leid und den Umgang damit zu begreifen. Ich habe mich oft gefragt, warum Gewaltopfer die Gewalt immer wieder neu aufleben lassen müssen, ob an sich selbst oder an anderen. Auch stellte ich mir die Frage, warum den Muslimen die Kreuzzüge heute noch gegenwärtig sind. Und wie ist es möglich, dass sich Konflikte so festfahren können, wie in Korea oder Nahost?
Ich habe das Gefühl, durch dieses Buch manches besser zu sehen oder zu verstehen. Viele der Juden, die Auschwitz überlebt haben und auch ihre Nachkommen, treffen sich heute noch einmal im Jahr um sich zu erinnern. Denn wenn die Erinnerung bleibt, wird kein Trauma daraus. Auch verstehe ich, warum wir in Deutschland so oft mit der „Hitleritis“ konfrontiert werden. Es geht um Erinnerungen, die im Bewusstsein bleiben sollen, bis es eine Heilung gibt.

Uns werden mit diesem Werk Wege gezeigt, unsere eigenen Knoten zu lösen, um nicht von der kollektiven Angst oder dem kollektiven Trauma erfasst zu werden. Denn ein Mensch, der seine Traumata überwunden hat, ist nicht mehr aggressiv. Dieses Buch ist für mich selbst eine kleine Entdeckungsreise gewesen und in meinen Augen aus schamanisch-magischer Sicht und auch aus psychologischer Sicht sehr zu empfehlen!

Danu

02. 02.
Das Jahr des Pferdes begann und China war fest in den Händen des Neujahrsfestes. Die heiligen Stätten des Landes waren überfüllt. Allein im Pekinger Yonghe-Lama-Tempel versammelten sich 76000 Menschen, um Weihrauch abzubrennen und Gebete an die Ahnen zu richten.
http://www.ecns.cn/2014/02-02/99550.shtml

24. 02.
Ein Wissenschaftler an der britischen Universität Bedfordshire behauptet, das legendäre Voynich-Manuskript entschlüsselt zu haben. Das 600 Jahre alte Buch gilt als eine der geheimnisvollsten Schriften der Erde. Es zeigt Bilder von Pflanzen, Sternen und Fabelwesen, ist aber in einer unverständlichen Schrift und Sprache geschrieben. Der Linguistik-Professor Stefen Banx scheint nun den Schlüssel gefunden zu haben, indem er mittelalterliche Geheimschriften mit vorderasiatischen Sprachen kombinierte. Zwar sei er noch nicht weit vorgedrungen, doch könne er sagen, dass es sich wohl um eine umfassende Naturlehre handle.
http://www.beds.ac.uk/news/2014/february/600-year-old-mystery-manuscript-decoded-by-university-of-bedfordshire-professor

12. 03.
Die Wohnung eines Rentnerpaares in der belgischen Gemeinde Jalhay hat sich innerhalb eines Monats zum Ziel für katholische Pilger entwickelt. Ein Abbild der sogenannten Madonna von Banneux, welches im Wohnzimmerregal steht, begann am 17. Januar zu leuchten und hat seitdem nicht mehr damit aufgehört. Das Ehepaar besitzt die Statue seit 15 Jahren, doch zuvor hatte sie sich nie auffällig verhalten. Der Bischof von Lüttich will den Fall nun untersuchen lassen. Im nahe Jalhay gelegenen Wallfahrtsort Banneux erschien einem elfjährigen Mädchen 1933 insgesamt acht Mal die Gottesmutter.
http://www.kath.net/news/45251

The Witchy News

21. 03.
Judy Harlow, ein Urgestein der amerikanischen Wicca-Szene, ist friedlich im Schlaf verschieden. Nachdem sie Mitte der 1970er-Jahre in Gardnerian Wicca initiiert worden war, gründete sie den noch heute existierenden, liberalen Proteus-Coven. Später hatte sie führende Positionen innerhalb der *Covenant of the Godess* inne und zählte zu engsten Unterstützern und Lehrern des *Cherry Hill Seminary*, einer Einrichtung, die neopagane Gruppen ausbildet und organisatorisch berät. Margot Adler bezeichnete sie als eine der wenigen Personen, die in der Lage seien, einen weiten Kreis um sich zu ziehen und viele Menschen hineinzuholen. Die Bibliothek des Cherry Hill Seminary wurde nach ihr benannt.
http://wildhunt.org/2014/03/judy-harrow-1945-2014.html

31. 03.
60 Jahre nachdem Gerald Gardner „Witchcraft Today" veröffentlichte, soll in einem gleichnamigen Buch die Geschichte von Wicca und dessen Pfade in heutiger Zeit dargestellt werden. Autor Trevor Greenfield möchte sein Buch als „Huldigung einiger der vielen Wege" verstanden wissen, auf denen sich Wicca entwickelt hat und als Ehrbezeugung gegenüber allen, die sich in den vergangenen 60 Jahren auf die Reise gemacht haben. Mit der Veröffentlichung von „Witchcraft Today" hatte Gardner die von ihm gegründete Wicca-Tradition öffentlich gemacht. „Witchcraft Today – 60 years on" ist ab 27. Juni erhältlich.
http://www.moon-books.net/books/witchcraft-today-60-years-on

14. 04.
Apolonario Chile Pixtun, der Präsident des Maya-Dachverbandes, ist verstorben. Er hatte sich besonders im interreligiösen Dialog hervorgetan und war in der URI aktiv, einer Graswurzelbewegung, die sich für den friedlichen Austausch der Religionen auf unterster Ebene engagiert. Weltweit war er für die Rechte der Maya eingetreten und hatte dabei auch immer wieder den Kontakt zu europäischen und amerikanischen Neopaganen gesucht. Dafür ist der Heiler auch kritisiert worden. Zu offen hätte er in vielen Fällen mit westlichen Heiden über deren Glaubensvorstellungen diskutiert und sich davon beeinflussen lassen. Der Maya-Dachverband vertritt die indigene Urbevölkerung der mittelamerikanischen Staaten Guatemala, Honduras und Belize.
https://www.facebook.com/unitedreligionsinitiative/posts/779622552050026?stream_ref=10

20. 04.
Die nigerianische Hexenjägerin Helen Ukpabio musste einen öffentlichen Auftritt in London platzen lassen, weil das von ihr gemietete Theater sie hinauskomplimentierte. *„Als uns die Hintergründe der Mieterin bekannt wurden, haben wir den Termin abgesagt"*, so die Theaterbetreiber. Die selbsternannte „Lady Apostle" machte vor allem wegen ihres erbarmungslosen Vorgehens gegen Kinder von sich reden, welche der Zauberei beschuldigt werden. Nigeria ist die stärkste Volkswirtschaft Afrikas und zugleich das Land mit den meisten Gewaltakten gegen echte oder angebliche Hexen.
http://wildhunt.org/2014/04/helen-ukpabios-london-visit-renews-focus-on-african-child-abuse.html

21. 04.
Der bekannte Exorzismus-Fall der Anneliese Michel wurde zum Inhalt einer wissenschaftlichen Arbeit. In ihrer Dissertation hat sich die Historikerin Petra Ney-Hellmuth mit dem Fall aus dem Jahre 1975/76 auseinandergesetzt. In ihrem Werk "Der Fall Anneliese Michel - Kirche, Justiz, Presse" kommt die Historikerin zu dem Ergebnis, dass die Todesumstände des Mädchens der Öffentlichkeit bisher falsch dargestellt wurden. Die epilepsiekranke Anneliese Michel sei nicht am Exorzismus, sondern an Unterernährung gestorben. Auch habe nicht der damals zuständige Exorzist Arnold Renz, sondern die Eltern jede ärztliche Hilfe verweigert. Der vom Würzburger Bischof Josef Stangl autorisierte Exorzismus hatte heftige Diskussionen ausgelöst und zur Überarbeitung der Richtlinien für Exorzismen geführt.
http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.de/2014/04/historische-aufarbeitung-des-exorzismus.html

25. 04.
Um sich den Verbleib in der ersten Bundesliga zu sichern, setzt der 1. FC Nürnberg auf magische Künste: Nach sieben Niederlagen in acht Spielen wird die sogenannte Clubhexe reaktiviert.
Schon Anfang der 1990er Jahre hatte der Club auf diese Hexe vertraut. Vor den Spielen tanzte sie im Mittelkreis und verscheuchte auf diese Weise das Abstiegsgespenst. Viel weiß man nicht über sie, nur dass es sich dabei um einen Mann handelt, der aus Norddeutschland stammt. Damals hatte die Clubhexe den 1. FCN wieder auf Siegerkurs gebracht. Man verlor kein einziges Spiel mehr. Ex-Clubpräsident Gerd Schmelzer hofft, dass das auch nun wieder klappen wird.
http://www.bild.de/sport/fussball/fc-nuernberg/hexe-soll-abstieg-verhindern-35578694.bild.html

F. Wirth